ARMEE Rundschau

Magazin des Soldaten

HEFT 1 · JANUAR 1962 · PREIS DM 1,–



Zimmermann, Lithographie 1961

Manchmal kommt der Friede als Soldat



Oberst H. Goßens

Stellvertreter des Chefs der Politischen Hauptverwaltung der NVA

Produktionsaufgebot – nichts für Soldaten?

„AR": *Auf dem 14. Plenum des ZK der SED wurde betont, daß das Produktionsaufgebot beim Kampf um den Abschluß eines Friedensvertrages eine bedeutende Rolle spielt. Welcher Zusammenhang besteht zwischen dem Produktionsaufgebot und unseren Aufgaben im Ausbildungsjahr 1962?*

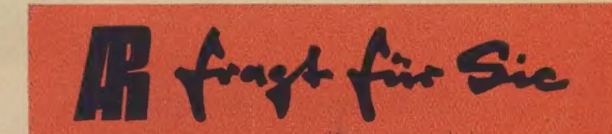
OBERST GOSSENS: Im „Aufruf zum Produktionsaufgebot" der Berliner Elektrodendreher heißt es: „Wir wissen genau, daß sich der Klassenfeind nach seiner Niederlage noch nicht geschlagen gibt." Die Arbeiter gaben deshalb ihr Wort, durch das Produktionsaufgebot auf ökonomischem Gebiet den Sozialismus und unsere Republik zu stärken sowie den Abschluß eines deutschen Friedensvertrages zu sichern.
Von diesem Arbeiterwort ausgehend wird der enge Zusammenhang zwischen dem Produktionsaufgebot und unseren militärischen Aufgaben sichtbar. Die Nationale Volksarmee hat in diesem Jahr durch höchste Gefechtsbereitschaft den unbeirrbaren Vormarsch zum Sieg des Sozialismus zu schützen und den Abschluß des deutschen Friedensvertrages militärisch zu sichern und im Falle einer imperialistischen Aggression den Feind gemeinsam mit unseren Waffenbrüdern vernichtend zu schlagen.
Diese edlen Ziele der Arbeiter im Produktionsaufgebot und ihrer bewaffneten Klassenbrüder auf militärischem Gebiet bilden eine Einheit.

„AR": *Welchen Platz nehmen dabei die Festigung der Disziplin und Ordnung ein?*

OBERST GOSSENS: Die größeren Aufgaben im neuen Ausbildungsjahr setzen hohes politisches Bewußtsein, militärische Disziplin und Ordnung bei den Soldaten voraus. Die Forderungen an die Armeeangehörigen, ihre militärischen Pflichten vorbildlich zu erfüllen und die Befehle widerspruchslos auszuführen, entspringen den Bedingungen des Klassenkampfes in Deutschland und der daraus folgenden Notwendigkeit der modernen sozialistischen Landesverteidigung.
Deshalb müssen alle Genossen erkennen, daß die Disziplin, die Ordnung und die Befehlsausführung ein wichtiger Prüfstein für ihr Verhältnis zur Arbeiter-und-Bauern-Macht sind.
Damit befinden wir uns in voller Übereinstimmung mit den Erfahrungen aus dem Produktionsaufgebot, die auf der 14. Tagung des ZK der SED verallgemeinert wurden. Hohe Produktionsergebnisse werden durch eine gründliche Verbesserung der Arbeitsdisziplin und Arbeitsmoral erreicht. Es ist eine Sache unserer Soldatenehre, den Arbeitern in den Betrieben unser Soldatenwort zu geben: Wir werden vorbildlich unsere militärischen Pflichten im neuen Ausbildungsjahr erfüllen und dadurch an dem großen Ringen um die Lösung der brennendsten Gegenwartsfragen teilnehmen.

„AR": *Worauf müssen die Unteroffiziere besonders achten, um ihre Gruppen schnell zu einem sozialistischen Kampfkollektiv zu erziehen?*

OBERST GOSSENS: Der Dienst in der Nationalen Volksarmee bedeutet für jeden Jugendlichen eine Umstellung. Das Soldatenleben stellt viele bisher ungewohnte psychische und physische Anforderungen an die jungen Genossen. Um die Armeeangehörigen unter militärischen Bedingungen geistig und körperlich auszubilden, muß der Unteroffizier von Anfang an danach streben, durch strenge Einhaltung der Regeln des militärischen Lebens, der Disziplin und Ordnung, durch den organisierten Dienstablauf, durch genaues Kennen seiner Unterstellten und durch differenzierte Erziehungsmaßnahmen eine saubere Atmosphäre zu schaffen, in der sich der Soldat wohlfühlt und mit Begeisterung seine militärischen Pflichten erfüllt. Ebenso wichtig ist die Sorge des Unteroffiziers um die politisch-ideologische Erziehung seiner Soldaten. In offenherzigen politischen Gesprächen soll er geduldig auch die „kniffligsten" Fragen klären. Gerade der Unteroffizier ist dazu berufen, durch sein vorbildliches Verhalten und mit seiner ganzen Autorität dafür einzutreten, daß alle Soldaten seinem Beispiel nacheifern, daß die fortgeschrittensten Genossen tonangebend im Kollektiv sind und großsprecherisch auftretende „Gammler" und Bremser schleunigst umerzogen werden.

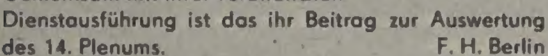


Das ist der einzig richtige Weg zur politischen und militärischen Festigung seines Kollektivs. Diese Erziehungsarbeit des Unteroffiziers wird die Soldaten vorbereiten und befähigen, die härtesten Anforderungen zu bewältigen. Sie werden dadurch stolz und glücklich sein, als Arbeiter oder Genossenschaftsbauern in Uniform treu ihre Pflicht gegenüber dem sozialistischen Vaterland zu tun.

Ihr Beitrag zum Produktionsaufgebot



Für einen guten Start im neuen Jahr sorgten die Genossen der Einheit Krause des Truppenteils Schmidt. Neben den umfangreichen Arbeiten zur Erneuerung der Ausbildungsbasis schufen Oberfeldwebel Geest, Feldwebel Pitschka und Gefreiter Helmig in der Freizeit naturgetreue und zum Teil mechanische Modelle des Schießgartens, der Panzerfahrschulstrecke und der Sturmbahn. Gemeinsam mit ihrer vorbildlichen Dienstausführung ist das ihr Beitrag zur Auswertung des 14. Plenums.



F. H. Berlin

Sie gefällt immer wieder

Könntest Du mal einen Artikel über die „Katjuscha" bringen und erklären, ob ein Unterschied zu den sogenannten Nebelwerfern der Nazis bestand? Wie tief können moderne U-Boote tauchen, wie weit können sie unter Wasser fahren, und auf welche Entfernung können sie vom Gegner ausgemacht werden?

Gut gefällt uns die „Aktuelle Umfrage". Bei uns haben wir neulich darüber diskutiert, ob man ein Mädchen, das ein Kind bekommt, in jedem Fall heiraten muß, auch wenn man es sonst vielleicht nicht getan hätte. Die Meinungen sind sehr auseinandergegangen. Wäre das nicht ein Thema für die Umfrage?

Oder folgendes: Gibt es Liebe auf den ersten Blick? Ist es richtig, wenn manche Genossen ihre Dienstzeit dazu ausnutzen, sich in der jeweiligen Garnisonstadt auszutoben nach dem Motto: Andere Städtchen, andere Mädchen?

Sonst soll die „Armee-Rundschau" so bleiben, wie sie ist (nur die Größe müßte handlicher sein), denn uns gefällt sie immer wieder.

Soldat Rüdiger Witt, Soldat Klaus Hartmann, Eggesin

Das vorliegende Heft enthält bereits einen Artikel über die „Katjuscha". Uber die Nebelwerfer können Sie im Februarheft, über die moderne U-Boot-Waffe im Märzheft lesen. Unsere Umfrage im Februar lautet: Heiraten – mitunter ein Muß?

Wir werden auch in Zukunft Wünsche unserer Leser berücksichtigen. Die Redaktion

Warum Verlängerung der Dienstzeiten?

Mein Schreiben betrifft die sechsmonatige Dienstverlängerung der Soldaten, die im Herbst entlassen werden sollten. Natürlich, gebraucht wird jeder, aber warum nimmt man an ihrer Stelle nicht Jugendliche, die noch keinen Ehrendienst in der Volksarmee geleistet haben?

Rosemarie Timm

Der Abschluß des Friedensvertrages – der Kampf um ihn ist jetzt in sein entscheidendes Stadium eingetreten – muß auch militärisch gesichert werden, das heißt, er erfordert u. a. eine starke, stets gefechtsbereite Volksarmee. Natürlich kommt es dabei nicht allein auf die Zahl der Soldaten, sondern vor allem auf ihr politisches Bewußtsein und militärisches Können an. Und weil die Genossen, die im Herbst zur Entlassung kommen sollten, diese Eigenschaften in hohem Maß besitzen, kann die Armee im gegenwärtigen Augenblick – im Interesse des Friedens – nicht auf sie verzichten.

Die Redaktion

SOS eines Bastlers

Ich bin Reservist sowie leidenschaftlicher Schiffsmodellbauer in der GST. Ich möchte gern ein Modell vom Typ „Krake" (MLR) bauen, doch leider bekomme ich keine Bauunterlagen dazu. Vielleicht ist es Dir möglich, mir einige Bauunterlagen zu besorgen.

Manfred Friebe, Weimar

Immer häufiger erreicht uns die Bitte, mehr Bauanleitungen für militärische Modelle zu veröffentlichen. Wir rufen alle Modellbauer auf, uns die Baupläne und Beschreibungen ihrer Modelle einzusenden, damit wir unser „Angebot" erweitern können. Auch für „Kleine Kniffe" wären wir sehr dankbar. Alle veröffentlichten Materialien werden honoriert.



Die Redaktion

In eigener Sache

Im September war ich in Oranienburg zur Ausbildung. Dort hatte ich meinen Spind mit vier Mädchenfotos der Rundschau ausgeschmückt. Schön sauber habe ich es gemacht. Aber da kam die FDJ-Leitung und riß mir die Fotos raus. Es wäre unwürdig, schmutzig und überhaupt nicht sozialistisch, das Spind mit Mädchenbildern zu schmücken. Als ich sagte, es seien Fotos aus der „AR", bekam ich zur Antwort: Mädchenbild sei Mädchenbild. Ich widersprach: Eine Krankenschwester, auch wenn sie hübsch ist, hilft beim Aufbau des Sozialismus, und wer weiß, wie oft wir als Soldaten ihre Hilfe brauchen. Warum soll ihr Bild plötzlich in meinem Spind unsozialistisch sein? Aber wie Professoren schüttelten die Jugendfreunde den Kopf, eine genaue Antwort wußten sie nicht.

Sagt Ihr mal den „Bilderstürmern" recht deutlich, daß

die „Armee-Rundschau" unsere Zeitung ist, keine Striptease-Fotos bringt, sondern Frauen und Mädchen, die bei uns leben und beweisen, daß es auch im Sozialismus schöne Frauen gibt.

Soldat Joachim Schmolring

Als wir eine ähnliche Meldung aus Leipzig erhielten, schlugen wir wütend – man möge uns verstehen – ein Lexikon auf. Unter dem Stichwort „Bildersturm" lasen wir: „Blindwütiges Vernichten von Heiligenbildern durch Volksmassen, die damit vermeintliche Waffen ihres ärgsten Feindes zu beseitigen glaubten." Dieses Zitat – das erkannten wir – konnte uns nicht rechtfertigen, denn zwei Gesichtspunkte stimmten daran nicht: Die modernen Bilderstürmer waren keine Massen und unsere Mädchenporträts keine Heiligen. Nach gründlichem Studium stellten wir fest, daß wir versehentlich in ein stockbürgerliches Lexikon geschaut hatten und die marxistische Geschichtswissenschaft dagegen den Bildersturm als einen großen revolutionären Akt wertet.



Vignetten: Klaus Arndt

So können auch wir den Bilderstürmern unsere Anerkennung nicht versagen. Die Redaktion gesteht hiermit selbstkritisch, daß es eigentlich unverzeihlich und unverständlich ist, wenn sie bisher nicht selbst auf diese wirksame Methode der Werbung gekommen ist. Den Initiatoren des Bildersturms ist deshalb der erste Preis in unserem Wettbewerb um die Gewinnung neuer Leser so gut wie sicher. Er besteht aus einer Sammelmappe mit den schönsten „AR"-Mädchen unter dem Titel „Stolle Nacht, heilige Nacht" sowie dem Liederbuch: „Wir lieben das fröhliche (Jugend)Leben". (Lieder wie: „Die Schwarze, die Blonde, die Braune – dann küß ich sie alle drei" sind wegen ihres pornographischen Inhalts weggelassen. Andere wurden umgedichtet, z. B. „Schwarzbraun ist die Haselnuß, schwarzbraun bin auch ich, schwarzbraun muß der Leutnant sein . . .")

Die Redaktion

P. S. In einer Diskussion hatten wir behauptet, daß sogar die von uns abgebildeten Sportlerinnen mindestens zur Hälfte bekleidet waren. Die Bilderstürmer konnten uns jedoch beweisen, daß besagte Sportlerinnen zur Hälfte unbekleidet waren. In Auswertung dieser Diskussion werden wir in Zukunft Sportlerinnen nur noch im Trainingsanzug und Wintermantel abbilden.

Was halten Sie, liebe Leser, von dieser neuen Bekleidungsordnung?

UNTEROFFIZIER EBERHARD fragt: Auf dem 14. Plenum wurde für Deutschland ein Status militärischer Neutralität gefordert. Heißt das nicht, die DDR schwächen und die Aggressoren ermuntern?

Oberst RICHTER antwortet

Das Gegenteil ist richtig, denn der Status der militärischen Neutralität, wie er von unserer Partei für die beiden deutschen Staaten vorgeschlagen wird, würde die Kriegsgefahr mindern, weil die Bonner Militaristen unter Kontrolle gebracht wären.

Die Minimalvorschläge unserer Regierung schaffen dazu günstige Voraussetzungen. Sie entspannen die Lage und erleichtern u. a. auch den Abschluß eines Nichtangriffspaktes zwischen den Staaten des Warschauer Vertrages und der NATO.

Die Garantie der militärischen Neutralität der beiden deutschen Staaten könnte ein wesentlicher Punkt dieses Nichtangriffspaktes sein. Der Besitz und die Produktion von Atomwaffen wären verboten. Es wäre nicht mehr möglich, das Territorium Westdeutschlands für Aggressionen oder für die Anlage fremder Militärstützpunkte auszunutzen. Auch müßte auf jegliche Aggressions- und Aufrüstungspläne verzichtet werden.

. . . „eine konsequente Politik der Neutralität" . . . ist, so sagte Walter Ulbricht auf dem 14. Plenum, . . . „gleichbedeutend mit der Förderung des Abschlusses eines deutschen Friedensvertrages und der Herstellung normaler, friedlicher Beziehungen mit beiden deutschen Staaten . . ."

Der Begriff der Neutralität erschöpft sich heute nicht mehr im passiven Heraushalten aus militärischen Konflikten, sondern er schließt den aktiven Kampf für den Frieden, die nationale Unabhängigkeit und Souveränität ein.

Die DDR würde auch bei einem Status militärischer Neutralität ein untrennbarer Teil des sozialistischen Lagers bleiben und bei gegenseitiger brüderlicher Hilfe erfolgreich den Sozialismus errichten.

Der Status der militärischen Neutralität anerkennt die Existenz bewaffneter Kräfte zum Schutz der nationalen Souveränität und sichert uns im Interesse des Friedens auch das Recht der Inanspruchnahme der sozialistischen Waffenhilfe bei einem militärischen Überfall.

Die Nationale Volksarmee muß besonders gegenwärtig ihre militärische Macht weiter stärken, alle militärischen Aufgaben vorbildlich erfüllen und die brüderliche Verbundenheit zu den sozialistischen Armeen — insbesondere zur Sowjetarmee — weiter festigen, um dieses Ziel zu erreichen.

Der Kurzschluß

Ich habe in der vorigen Woche die Dienststelle in H. besucht. Durch puren Zufall stieß ich im Wachbuch auf folgende Eintragung:
„Besondere Vorkommnisse. Am Sonnabend, dem ...., 20.20 Uhr, wurde der Soldat Hans Meyer, 2te Kompanie, von der Torwache festgehalten. Er selbst gab an, sich unerlaubt von der Truppe entfernt zu haben, weil er einen moralischen Kurzschluß..." Dieser letzte Nebensatz war unvollendet und durchgestrichen, aber noch lesbar. Offensichtlich war dem Wachhabenden die Begründung des Soldaten so ungewöhnlich erschienen, daß er sie im ersten Überschwang eintrug, um im nächsten Moment dagegen Bedenken zu tragen.
Doch ich wollte erfahren, was sich hinter dieser Streichung verbarg, und ging zu Oberleutnant Schlegel, dem Kompanieführer dieses Soldaten.
„Ja, wissen Sie", sagte dieser, „wenn man die Sache vom Wesen her betrachtet, ist das gar kein so besonderes Vorkommnis gewesen. Sicher ist es jedem von uns schon mal so ergangen, daß er seine unmittelbaren persönlichen Wünsche für so viel wichtiger hielt als die Interessen des Kollektivs. Wie gesagt, das passiert jedem einmal. Nur überwindet der eine solche Anwandlung aus sich selbst heraus sehr schnell, ein anderer braucht einen Anstoß von außen. Es müssen ihm andere durch ihre Worte oder ihr Verhalten den rechten Weg weisen. Dem Soldaten Meyer hat das letztere geholfen, das erstere zu erlernen. Aber fragen Sie ihn doch selbst!" Ich tat es. Und das ist die Geschichte des Soldaten Hans Meyer.

●

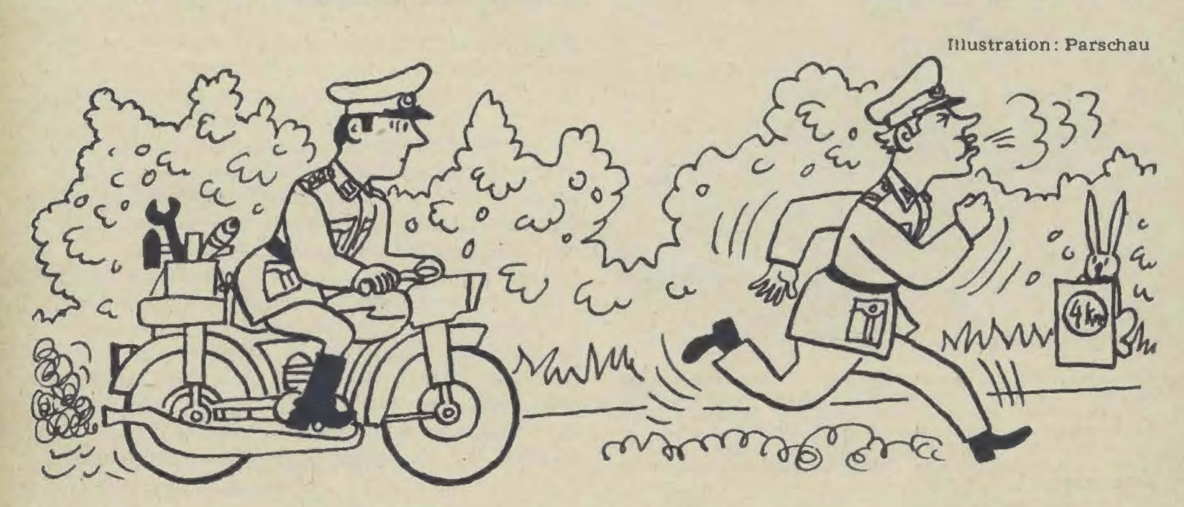
„... ist leider Urlaubssperre! Major Franz hat angeordnet, daß dringende Ausnahmefälle in den einzelnen Kompanien seiner besonderen Zustimmung bedürfen. Kompanie stillgestanden! Wegtreten!"
Soldat Hans Meyer zerknüllt wütend das Unterrichtsheft in seiner Hand. Das fehlt ihm gerade noch! Für die anderen ist ja der Fall nicht so tragisch, die haben ja in der Kaserne gehockt. Aber er, er hat als Funker gerade 8 Tage Stabsübung, 8 Tage Regen und anstrengende Arbeit hinter sich. Und das letzte Mal ist er vor drei Wochen zu Hause gewesen. Gewiß, Karin rechnet erst am nächsten Wochenende mit ihm, aber sie würde sicher riesig überrascht und glücklich sein, wenn er so urplötzlich vor ihr stünde. Je mehr er darüber nachdenkt, um so mehr kocht es in ihm. Noch dazu, wo ihm der Hauptfeldwebel vor Beginn der Übung diesen Urlaub zugesichert hatte! Es ist einfach zum junge Hunde kriegen. Wütend geht er auf seine Stube und wirft sich aufs Bett. Plötzlich stutzt er und horcht. Dann stürzt er zum Fenster, und als ob er es geahnt hätte: es ist Oberleutnant Schlegel. Unmittelbar vor dem Fenster sitzt dieser auf der knatternden Jawa und wechselt noch einige Worte mit Leutnant Schubert. Vorsichtig öffnet Soldat Meyer das Fenster. „Also mach's gut, Fritz, viel Spaß. Mal wieder was anderes, eine Abwechslung!" hört er den Leutnant gerade rufen. Dann verschluckt das Aufheulen des Motors für Sekunden jedes andere Geräusch und ebbt langsam in der Entfernung ab.
Da fährt der Schlegel also in Wochenendurlaub! Und er, der Soldat Hans Meyer, der in Schlegels Nachbardorf zuhause ist, kaum 30 km vom Standort entfernt, der darf in der Kaserne bleiben!
Soldat Meyer ist einfach starr. Was er dann tut, geschieht gleichsam automatisch: Eine halbe Stunde später tritt er geschniegelt und gebügelt durch die Wache. Die Ausgangskarte hat er erhalten, um auf der Post ein Telegramm aufgeben zu können. Aber er geht schnurstracks zum Bahnhof. Wieder eine Stunde später steigt er bereits in den Bus, der ihn vom Bahnhof in B. noch fünf Kilometer weiter in sein Heimatdorf bringt.
Bis jetzt hat Hans Meyer innerlich nur immer zornig über das Unrecht geschimpft, das man ihm zugefügt hat. Hier im Bus, unmittelbar vor seinem Reiseziel flaut die Empörung ein wenig ab.
Der Bus ist nicht sehr voll. Ein Dutzend Arbeiter, die aus der Nachmittagsschicht kommen, zwei Frauen — Hans schaut sich um, ob er einen Bekannten sieht. Tatsächlich, da sitzt ein Arbeitskollege seines Vaters. Hans grüßt, setzt sich zu ihm. „Nun, wieder mal Urlaub?" Hans bejaht kurz. Eine Sekunde ist es still. „Aber nur bis morgen früh, leider!" fügt er dann hinzu. „Ja, ja, sowas ist immer viel zu schnell vorbei. Als ich Soldat war, gab's oft monatelang keinen Urlaub, und mancher, der dann mal dran gewesen wäre, konnte nie mehr heimfahren. Na, wollen's hoffen, daß das nicht wieder passiert, dafür seid ihr ja Soldaten!" Hans nickt eifrig, aber sehr wohl ist ihm nicht dabei. „Hat Vater Nachtschicht?" fragt er schnell, obgleich er es sich längst ausgerechnet hat. Sein Gegenüber nickt. „Hat mächtig zu tun, die große Zentrifuge ist kaputtgegangen. Für eine Zuckerfabrik ist das in der Hochsaison eine Katastrophe." Noch einige Minuten erzählt jener von der Arbeit, und jedes Wort empfindet Hans wie eine Ermahnung. Er ist froh, als er sich verabschieden und aussteigen kann. Er ist noch keine zehn Schritt gelaufen, als er von

hinten angerufen wird: „Soldat Meyer, halt!“ Er schaut sich um und in das strahlende Gesicht eines seiner Freunde, der Schichtfahrer bei der LPG ist. Sie schlagen sich gegenseitig auf die Schulter, und Hans erfährt, daß heute abend ab 20 Uhr alles, was junge Beine hat, die letzten Zuckerrüben von den Feldern holt. „Nischt mit Tanzen heute, mein Lieber! Mir paßt es ja nicht, aber, na ja, muß eben sein. Deine Freundin wollte übrigens auch mitkommen, aber nun wird sie ja wohl zuhause bleiben.“ Hans schüttelt den Kopf. „Nicht nötig“, sagt er und seine Stimme klingt rauh, „ich muß in einer Stunde wieder fort, wollte bloß was von zuhause holen!“ — „Armes Schwein! Na dann mach's gut, bis zum nächsten Mal!“ Hans ist wieder allein. Die paar hundert Schritte bis nach Hause geht er ganz langsam. Die Gedanken stürmen auf ihn ein. Und dann denkt er plötzlich zum ersten Mal an seine Kameraden auf der Stube. Ob die ihn wohl vermissen? Hier im Dorf vermißt ihn heute ja anscheinend niemand. „Alles tut beschäftigt, ausgerechnet heute trieft hier alles vor Pflichtbewußtsein, idiotisch!“ schimpft er vor sich hin und weiß doch sogleich, daß es nur die Wut auf sich selbst ist, die ihn so urteilen läßt.

Er geht ums Haus herum und faßt unter eine Dachschindel. Es ist wie immer: Der Schlüssel ist da. Er tritt ins Haus. Sein Schritt hallt im Flur wider. Die Stille geht ihm auf die Nerven. Gerade jetzt hätte er Ablenkung nötig, denn immer wieder kreisen seine Gedanken um einen Punkt. Dann denkt er, wie schon vorhin im Bus, an die Szene von heute morgen: Oberleutnant Schlegel als glücklicher Urlauber! Aber merkwürdig, je öfter er sich das vorstellt, um so weniger geeignet erscheint ihm diese Sache als Rechtfertigung seiner eigenen Handlungsweise. — Wer weiß, was der Schlegel für einen Grund gehabt hat! Ach was, Urlaubssperre ist Urlaubssperre! Was hat der Urlaub Schlegels eigentlich mit deinem unverantwortlichen Handeln zu tun? — Und plötzlich gibt sich Hans einen Ruck. Er reißt einen Zettel aus seinem Notizblock und schreibt der Mutter einige Zeilen. Wenig später steht er schon wieder an der Bushaltestelle. Er ist der einzige, obwohl doch jeden Moment der Bus zurückkommen muß. Ein alter Bauer fährt mit seinem Handwagen an ihm vorüber, hält dann plötzlich wenige Meter weiter an, dreht sich um und ruft ihm zu: „Willst du mit dem Bus mit?“ Hans bejaht. „Da brauchst du nicht zu warten, mein Junge. Der Bus fuhr früher einmal um diese Zeit. Jetzt haben wir Winterfahrplan! Da kommt er erst gegen acht nochmal.“ Entgeistert starrt Hans auf seine Uhr. Es ist kurz nach halb sieben, sieben Uhr fünfzehn fährt der Zug. Wird er das noch schaffen? Der nächste fährt erst gegen dreiundzwanzig Uhr, und wer weiß, ob sich inzwischen nicht in der Dienststelle etwas abspielt, denn für nichts und wieder nichts wird doch keine Urlaubssperre verhängt. „Verdammt, warum ist ihm das nicht eher eingefallen? Es stimmt schon, Ärger macht blind! Noch ein Blick auf die Uhr! Los, vorwärts.“ Er läuft erst langsam, dann schneller. Als er am Dorfausgang ist, dreht er richtig auf. Er muß den Zug noch schaffen, koste es was es wolle. Irgendwie fühlt er sich dadurch nicht ganz so schuldig. Hans läuft, was die Lungen hergeben. 5 Kilometer! Eine lange Strecke! Und beim Lauf soviel Zeit zum Nachdenken. Ganz deutlich sieht er den Vater vor sich, die Schweißerhaube vor dem Gesicht, den alten Hut wie immer tief in den Nacken geschoben, im Flackern und Sprühen der Elektrode ganz konzentriert, ganz bedacht auf saubere und sorgfältige Arbeit. Er sieht Jochen, das Lenkrad fest umklammernd, durch die Unebenheit des Bodens in seiner Schoßkelle hin- und hergeworfen, geisterhaft beleuchtet durch das sich kreuzende Scheinwerferlicht der Traktoren. Und schließlich sieht er die Freundin selbst, beim Beladen der Hänger, inmitten der anderen Mädels, die Beine ungewohnt stiefelbewehrt, die sonst so locker fließenden Haare durch ein Kopftuch gebändigt, und er hört förmlich die Scherzworte, die hin- und herfliegen und die eine solche gemeinschaftliche Arbeit trotz aller Mühe zu einer heiteren Abwechslung werden lassen. Und so deutlich er das alles vor sich sieht, so stark wächst die Scham in ihm hoch und jagt ihn vorwärts, gleichsam als ob er vor seiner eigenen Verantwortungslosigkeit fliehen will in die durch

(Fortsetzung auf Seite 73)

Illustration: Parschau



Alles im Namen des Menschen! Alles zum Wohle des Menschen!

Eine Armee, die alle Schlachten gewann

Das Gesicht derer, die nach Sibirien fahren, hat sich gewandelt. Wer sich heute entschließt, die weite Reise anzutreten, der macht es freiwillig. Viele von ihnen sind Kommunisten, kamen aus Begeisterung für den großartigen Aufbau, andere führte die Überlegung hierher, daß sie ein gutes Auskommen finden werden. Manch einer kam aus jugendlicher Abenteuerlust, wollte nur einmal schauen und wurde von dem Elan ergriffen, der hier alltäglich ist. Anderen waren die Pionierjahre, die jeder Neugründung vorausgehen, zu beschwerlich. Sie fuhren zurück nach Kuibyschew, Minsk oder Orel. Die meisten jedoch blieben, wurden Patrioten ihrer neuen Heimat, echte Sibirier.

15 000 Geologen, Techniker, Ingenieure, Geophysiker, Piloten, Wissenschaftler durchforschen Sibirien weiter. Eine Expeditionsgruppe besteht aus 30, 40 oder 50 Geologen, mit eigenem Koch und einer Zeltstadt, die meist aus der Luft mit Proviant und Geräten versorgt wird. Aber man trifft auch kleinere Expeditionen, manchmal nur aus vier Geologen.

Expeditionsleiter ist Boris Stachow, Geologe aus Leidenschaft und Entdecker der Diamantenpfeife „Amakinsk". Er wurde an der Wolga geboren, hat in Gorki studiert und streift jetzt schon fast 20 Jahre kreuz und quer durch Sibirien. Wie alle Geologen spielt er Gitarre, singt und verfaßt bisweilen kleine Gedichte. Er liest Stendhal, Balzac und Dostojewskij und liebt die Taiga wie seinen eigenen Garten. Sein größter Kummer, die anderen von der Partie spielen so schlecht Schach, daß es nicht lohnt, die Figuren aufzustellen. – Alla Fibilowa ist die jüngste, hat erst vor zwei Jahren die Hochschule absolviert und steht hier als einzige Frau ihren Mann. Furcht kennt sie nicht, streift am liebsten sogar allein durch den Wald. Sie stammt aus dem warmen Kaukasus, geht aber am leichtesten von allen angezogen. Ihr Lebensbekenntnis: „Mein Mann wird nie Buchhalter, aber sicherlich ein Geologe sein. Kochen allein füllt mich nicht aus!" In der Expedition allerdings muß sie kochen, jeden vierten Tag, immer wenn sie Küchendienst hat. – Der Ukrainer Wladimir Ljubschenko ist Geophysiker. Er wurde vor drei Jahren aus der Armee entlassen und hat sich Sibirien zur neuen Heimat gewählt. Von allen Geologen singt er am besten, ist immer lustig und hat stets einen Witz bei der Hand, natürlich alles echte sibirische – solche mit Zeitzünder. – Ibragim Tuguschew ist Sibiriak, Sibirier, ist hier geboren und stolz auf seine Heimat, von der er behauptet, daß sie das gesündeste Klima der ganzen Welt habe. Auch über sibirische Größenverhältnisse hat er seine eigene Meinung: „1000 Kilometer sind keine Entfernung, 100 Rubel sind kein Geld, 50 Grad sind kein Frost und 40 Prozent sind noch kein Wodka." In der Freizeit liest er so viel, daß er der Bücherwurm genannt wird. Sein größter Kummer, die Bücher, die er mitnehmen kann, sind schon nach vier Wochen ausgelesen.

Günter Nerlich

Diese Kraftfahrer, die die Autobahn Newer–Jakutsk befahren – die nördlichste der SU –, müssen noch schweren Schneestürmen trotzen, aber im Süden Sibiriens ist es schon warm. Nicht nur Schnee, Wald und Berge sind Sibirien, sondern auch Getreidefelder und Stahlwerke, die sich von denen in anderen Teilen des Landes kaum unterscheiden

Höher! Schneller! Billiger! Öfter!

Während der kapitalistische Luftverkehr seit Einführung des Strahlflugverkehrs durch Überkapazität und chronische Nichtauslastung immer tiefer in eine für ihn unlösbare Krise gerät und sorgenschwer den Einsatz von Überschallflugzeugen – alsc den weiteren technischen Fortschritt! – aus finanziellen Gründen fürchtet, besitzt der sozialistische Luftverkehr mit dem Aufbau des Kommunismus eine einzigartige, begeisternde Perspektive.

Das sowjetische Luftverkehrsunternehmen AEROFLOT ist bereits heute der größte Luftverkehrsbetrieb der Welt. Es befördert jährlich mehr als 20 Millionen Passagiere auf einem Flugstreckennetz von über 370 000 km Länge. In der Hauptbetriebszeit werden täglich etwa 100 000 Passagiere transportiert. Bereits 1956 eröffnete die AEROFLOT als erstes Luftverkehrsunternehmen

(Fortsetzung auf Seite 79)

22.4.1994

BERLIN echo

das abendblatt der deutschen hauptst

Kommunisten bestanden prüfung der geschichte

Im rahmen der feierlichkeiten zum 750jährigen bestehen berlins wurde gestern punkt 16 uhr auf dem Marx-Engels-Platz das „denkmal des kommunisten" enthüllt: Eine statuengruppe, deren einzelne figuren verschiedene generationen kommunisten verkörpern, die – sich gegenseitig unterstützend – einen gipfel ersteigen. Zu den 50 000 versammelten sprach der erste sekretär der berliner parteiorganisation. Er sagte u. a.:

„Die kommunisten haben unser volk zu glück und frieden geführt, und wir haben den hervorragendsten denkmäler gesetzt: Die büsten von Marx und Engels auf der anderen seite dieses platzes und die Thälmann-Statue auf dem Wedding, das mahnmal für die gemordeten widerstandskämpfer in Oranienburg und die „gruppe des bewaffneten volkes" am Brandenburger Tor. Aber wieviele würdige blieben bisher ungewürdigt! Deshalb beschlossen die partei und die zentralregierung in der hauptstadt ein denkmal für alle kommunisten aufzustellen, für die märtyrer, die von den faschisten hingerichtet wurden, und für jene illegalen, die genauso erhobenen hauptes zur hinrichtung geschritten wären, für die aktivisten der ersten stunde und die aktivisten der entscheidenden stunde im kampf gegen den militarismus.

Viele plätze standen zur wahl. Wir entschieden uns für diesen, weil das volksparlament und die kommunistische zentralregierung, die hier ihren sitz haben, erfüllung des opfervollen kampfes jener helden sind. Aber nicht nur deshalb!

Hier stand einst das schloß deutscher könige und kaiser. Der letzte kaiser entfachte den ersten weltkrieg. Als das volk ihn fortgejagt hatte, war es der kommunist Karl Liebknecht, der vom balkon dieses schlosses nach der entmachtung der hintermänner dieses krieges, der militaristen und kapitalisten, rief. Das wäre der weg gewesen, krisen und kriege ein für allemal aus deutschland zu verbannen. Hätte das deutsche volk damals auf die kommunisten gehört – es hätte bereits vor 50 jahren im aufbau des kommunismus gestanden.

In den folgenden 15 jahren erlebte dieser platz viele demonstrationen der arbeiter gegen den militarismus und den imperialistischen krieg. Von hier aus richteten auch die kommunisten ihre warnung an das deutsche volk: Faschismus – das ist der krieg! Antisowjethetze – auch das ist der krieg! Aber 1935 konnte hier der faschistenbonze Göring mit pomp und militärparade eine staatshochzeit feiern, und 1942, schon tief im krieg, sah dieser platz eine ausstellung, die zu den schmutzigsten antisowjetischen fälschungen der geschichte zählt. Es schien, daß dieser platz nur noch den feinden des volkes gehörte. Doch eines tages brannte die ausstellung „Das Sowjetparadies". Hatten die faschisten vor Moskau gerade von kommunisten die erste niederlage erhalten, so bewies der brand auf diesem platz, daß auch in Berlin die kommunisten nicht ausgerottet werden konnten. 22 widerstandskämpfer aus den gruppen Baum und Schulze-Boysen gaben für diese beweisführung ihr leben.

1945 erschienen die siegreichen sowjetischen panzer auf diesem platz. Damals waren es wieder die kommunisten, die unserem volk den ausweg wiesen. Auf diesem platz feierte das volk vor genau 48 jahren, im april 1946, die einigung der arbeiterklasse und im oktober 1949 die gründung eines neuen, demokratischen staates, der macht der arbeiter und bauern. Diese beiden ereignisse bedeuteten eine wende in der entwicklung deutschlands und damit auch in der geschichte dieses platzes. Die trümmer des zerstörten schlosses wurden fortgeräumt, und er erhielt seinen heutigen namen.

Im westen dagegen geschah nichts neues. Die Liebknecht und Thälmann ermordet hatten, restaurierten ihre macht, sie spalteten Deutschland und bedrohten die welt erneut mit krieg. Und wieder zeigten die kommunisten auch von diesem platz unserem volk den weg in die glückliche zukunft, wie 1918 und 1932. Aber diesmal waren die kräfte des fortschritts stärker. Mit al-

(fortsetzung nächste seite)

An dieser nächsten Seite wird noch geschrieben. Wovon sie berichten wird? Von dem machtvollen Aufmarsch, mit dem die Berliner auf dem Marx-Engels-Platz den Friedensvertrag begrüßen! Von einem Volksfest aus Anlaß der lang ersehnten, schwer erkämpften deutschen Konföderation! Von Jungen Pionieren, die ihre Halstücher den Ministern des einheitlichen, sozialistischen Deutschland um den Hals legen!

An dieser „nächsten Seite" wird noch geschrieben.

Die Autoren – das sind Millionen in der ganzen Welt, die Autoren – das sind auch wir Volksarmisten. Schreiben wir diese Seite so, daß wir dereinst darin mit Stolz lesen können:

„Sie schonten nicht die kräfte, als es galt, ihre gefechtsbereitschaft zu sichern; so trugen sie dazu bei, daß nie mehr bomben auf den Marx-Engels-Platz und auf einen anderen deutschen flecken fielen."


Zeichnung: Alyda Jahn

65 Tage Seetörn

An Bord des Schiffes „Schwerin“ unserer Volksmarine. Die Besten berichten dem Chef des Verbandes über ihre Leistungen im abgelaufenen Ausbildungsjahr. Vieles gibt es zu sagen, weil vieles geleistet wurde. Wenn man, wie die Genossen der „Schwerin“, um den Titel „Bestes Schiff der Volksmarine“ kämpft, darf man nicht im Hafen der Selbstzufriedenheit vor Anker gehen. Unter den Besten befindet sich auch der 22jährige Stabsmatrose Gerhard Wohlgemuth. Genosse Wohlgemuth ist mit ganzem Herzen Matrose unserer Volksmarine. „Ich möchte jetzt nicht mehr runter von der ‚Schwerin‘“, verrät er mir, als ich ihn anschließend zu einer Unterhaltung bitte. „Man hat sich in das Kollektiv eingelebt, die Kameradschaft an Bord, die Offenheit zueinander, das Vorbild unserer Vorgesetzten — mir macht es hier einfach Spaß zu arbeiten.“ Dann erzählt er vom Dienst an Bord. Von den Tagen auf See, zusammengerechnet eine dreistellige Zahl, von der knapp bemessenen Freizeit. Von letzterer berichtet er etwas ausführlicher. Was sich da durch die Aktivität der FDJ-Mitglieder auf der „Schwerin“ alles tut, ist wirklich erstaunlich. Als Genosse Wohlgemuth an Bord kam, schienen die Matrosen außer dem verständlichen Bedürfnis, sich einmal auszuschlafen, kein Interesse für eine sinnvolle Tätigkeit während der Freizeit zu haben. Aber der Schein trog. Genosse Wohlgemuth erzählt von Buchbesprechungen, Diskussionsabenden, Bastelarbeiten, Bestenermittlungen in verschiedenen Sportarten und vielem anderen, was ihr Kollektiv noch fester zusammenfügte und zur Erhöhung der Gefechtsbereitschaft beitrug. Er selbst hat daran keinen geringen Anteil, sonst säße er nicht hier als einer der Besten. Dabei war Genosse Wohlgemuth zu Beginn seiner Dienstzeit längst nicht so begeistert. Es fiel dem gelernten Betriebsschlosser aus dem RAW Wittenberge etwas schwer, sich ins Kollektiv einzufügen. Grundausbildung, Wachkompanie, Maschinistenlehrgang — wirklich, so hatte er sich seinen Dienst bei der Volksmarine nicht vorgestellt. Er wollte zur See fahren, wie es der Traum vieler junger Menschen ist.

Aber von Schwierigkeiten und zeitweiliger Mißstimmung ließ er sich nicht unterkriegen. Überall gab er sich Mühe, seine Aufgaben nach besten Kräften zu erfüllen. Er, ein bescheidener, aber zielstrebiger Junge, arbeitete aktiv in der FDJ, später wurde er Mitglied der SED. Dann kam der von ihm lange herbeigesehnte Tag, es war im November 1960: Er wurde auf ein Schiff versetzt, auf die „Schwerin“.

„Hier bin ich erst mal richtig aufgetaut, nachdem ich vorher etwas ein Einzelgänger war“, sagt er mir darüber. „Als Pumpengast kam ich in den Maschinenabschnitt. Das war das, wofür ich mich interessierte.“ So stand er das ganze vergangene Jahr über seinen Mann und schlug sich auch so manche Nacht um die Ohren, wenn einmal etwas zu reparieren war. Für seine beispielhafte Disziplin und Einsatzfreudigkeit erhielt er eine ganze Anzahl Belobigungen. Er weiß selbst nicht genau, wie viele es sind. Die Parteimitglieder seines Gefechtsabschnittes wählten ihn zu ihrem Parteigruppenorganisator. Doch weit wichtiger ist für ihn die Gewißheit, daß auch er dazu beigetragen hat, das Programm zu erfüllen, welches sich die Besatzung zur Erhöhung der Gefechtsbereitschaft stellte. „Gefechtsklar zur Bändigung der Bonner Ultras!“ lautet ihre Losung. Und danach handeln sie. Sein bisher größtes und eindrucksvollstes Erlebnis hatte Genosse Wohlgemuth bei einem 65tägigen Seetörn. Das war für jeden eine Bewährungsprobe. „Dort erkannten wir erst richtig, was es heißt, für unsere Republik, für den Frieden auf Wacht zu stehen“, meint er dazu. „Wie oft versuchten westdeutsche Kriegsschiffe uns zu provozieren, führten Scheinangriffe auf uns aus und gaben Flaggensignale. Einmal schossen sie sogar mit der Leuchtpistole auf uns, wobei der Leuchtsatz beinahe einen unserer Genossen getroffen hätte. Ihre Dummheit und Frechheit ist bald nicht zu überbieten. Aber alles das konnte uns nicht von der Erfüllung unseres Auftrages abhalten. Ruhig und besonnen versahen wir unseren Dienst. Solche Provokationen“, fährt Genosse Wohlgemuth fort, „trugen nur dazu bei, unsere Wachsamkeit und Kampfbereitschaft weiter zu erhöhen und alle Gefechtsaufgaben mit guten Ergebnissen zu erfüllen.“

Der junge Stabsmatrose läßt keinen Zweifel daran, daß er und seine Kameraden auch in diesem Jahr zuverlässig über die Seegrenzen unserer Republik wachen werden. Er gibt seiner Gewißheit Ausdruck, daß das starke Kollektiv der „Schwerin“, mit den reichen Erfahrungen des letzten Jahres ausgerüstet, seine militärischen Aufgaben in Zukunft mit noch höherer Qualität erfüllen wird. „Wir sind nicht alleine“, begründet Genosse Wohlgemuth seinen Optimismus. Das sozialistische Lager ist stark genug und steht wohlgerüstet an unserer Seite. Gemeinsam verfügen wir auch über alle notwendigen militärischen Mittel, um die Pläne der Bonner Ultras, die noch immer von einer NATO-Rollbahn Ostsee träumen, zu durchkreuzen. „Unsere Besatzung wird jedenfalls alles tun“, sagt er abschließend, „daß die Ostsee ein Meer des Friedens bleibt.“ *R. Dressel*



Spuren im Schlamm. Wer hat sie hinterlassen? Postenführer Gefreiter Hahn und Soldat Mönch ahnen nicht, daß ihre Entdeckung einen verbrecherischen Plan durchkreuzt.

Die Spur führt zur Staatsgrenze



Der Fährtenhund hat die Spur aufgenommen. Von der Stelle aus, an der der Feldbaubrigadier erpreßt wurde, verfolgt eine weitere Suchgruppe die Banditen.

Die beiden Grenzsoldaten treten dicht unter die Bäume. Vor ihnen kreuzt sich der Waldweg. Gefreiter Hahn, der ältere der beiden, schaut auf die Uhr. 08.30 Uhr. Eine halbe Stunde noch, und sie befinden sich in ihrem Postenabschnitt, in der Tiefenstaffelung zum Schutz der Staatsgrenze.

Der Köhlerweg, in den sie nun einbiegen, gehört bereits zum 5-Kilometer-Sperrgebiet. Er mündet hier in die Schneisen des Waldmassivs, das sich bis zur Staatsgrenze erstreckt. Sein Untergrund ist schlammig. Deshalb wird er um diese Jahreszeit nicht einmal von den Forstarbeitern benutzt.

‚Ob sich in diese Gegend überhaupt jemand traut?' Soldat Mönch, der einige Schritte hinter dem Postenführer geht, zweifelt fast daran. In den drei Monaten seiner Dienstzeit hatte sich in ihrem Abschnitt noch keiner über die Grenze gewagt. Er weiß, was Gefreiter Hahn darauf antworten würde: ‚Halte Deine Augen offen! Auch hier bist Du noch im Grenzgebiet.' Als wollte er die Gedanken seines Genossen bestätigen, deutet der Postenführer zur Seite. Spuren! Auf dem Weg sind mehrere Fußabdrücke zu erkennen. Sie führen zur Staatsgrenze. Der Gefreite beugt sich nieder. Die Spur ist noch frisch. Stammt sie von Grenzverletzern? Forstarbeiten waren nicht gemeldet. ‚Doch was werden die Genossen sagen, wenn wir sie unnötig alarmieren!?' Nach der verregneten Nacht hatten sie die wenigen Stunden Ruhe mehr als verdient. Merkwürdig, den Fußabdrücken nach zu urteilen müssen die Personen sehr in Eile gewesen sein. Nein, jetzt nur nicht zögern. Die beiden Soldaten verständigen sofort die Kompanie.

08.50 Uhr. Die in Bereitschaft liegenden Soldaten der Kompanie greifen zu den Waffen und eilen vor die Unterkunft. Grenzalarm! Der Kompaniechef hat sich entschlossen, die Grenze in seinem Abschnitt verstärkt durch Posten zu sichern. Einer Grenzstreife befiehlt er, sofort den 10-m-Kontrollstreifen nach Spuren abzusuchen. Wenig später meldet ihm die Streife: „Es wurden keine Spuren festgestellt!" Also befinden sich die Personen noch im Bereich der Kompanie.

Zur gleichen Zeit trifft eine Suchgruppe der Grenzeinheit mit einem Fährtenhund am Köhlerweg ein. Sie nimmt die Verfolgung auf und dringt tief in das Waldmassiv vor. Bald steht fest: Die Gesuchten sind ohne Orientierung und bewegen sich im Kreise. Auf dem nassen Waldboden verliert zeitweilig der Fährtenhund die Spur. Unablässig setzen die Grenzsoldaten die Verfolgung fort. Inzwischen haben die auf Befehl des Kommandeurs der Einheit in Marsch gesetzten Gruppen die Grenze abgeriegelt. Auch die Nachbarkompanie hat ihre Posten verstärkt.

Es ist in der dritten Nachmittagsstunde, als in der Nähe des Grenzdorfes dem Feldbaubrigadier Schönewetter zwei ihm unbekannte Männer entgegenkommen. Sie müssen unbemerkt aus dem Wald herausgetreten sein. Entsetzt sieht er, daß einer der beiden eine Pistole hervorzieht. Mit vorgehaltener Waffe fordert er Schönewetter auf, ihm Angaben über den Grenzverlauf, die Postenwege und Sicherungsanlagen zu machen. „Erzähl' uns aber keine Märchen, sonst knallt's." Langsam gewinnt der Brigadier seine Selbstbeherrschung zurück. Soll er zum Helfer dieser Banditen werden? Er gibt den beiden eine glaubhaft klingende Auskunft, die sie in eine falsche Richtung lenkt. Auf kürzestem Wege kehrt Schönewetter zum Dorf zurück und berichtet dem Abschnittsbevollmächtigten über den Vorfall. Der verständigt sofort die Grenzkompanie. Unverzüglich wird die alarmierende Meldung an die übergeordneten Stäbe weitergeleitet.

15.25 Uhr. Jede Minute ist jetzt kostbar. Schon kündet sich der Abend an. Die hereinbrechende Dunkelheit würde die Verfolgung der Banditen in dem unübersichtlichen Gelände äußerst erschweren.

Im Stab des Truppenteils stehen die Telefone nicht



Im Stab des Truppenteils treffen in kurzen Abständen die Meldungen ein. Offiziere des Grenzdienstes übertragen die Veränderungen sofort auf die Lagekarte.

mehr still. Funker setzen Texte ab. Der Entschluß des Kommandeurs, eine Grenzoperation einzuleiten, löst eine ganze Kette von Aktionen aus. Durch den Einsatz zusätzlicher Kräfte wird der gefährdete Raum völlig blockiert. Eine weitere Suchgruppe nimmt an der Stelle, wo der Feldbaubrigadier bedroht wurde, die Verfolgung auf. Schon nach wenigen Minuten meldet der Postenführer, daß die Fußabdrücke mit den Spuren am Köhlerweg identisch sind. Über das weitverzweigte Nachrichtennetz wird allen Grenzposten und Abriegelungskräften befohlen, Durchbruchsversuche der Banditen mit Waffengewalt zu verhindern. Mit der Präzision eines guten Uhrwerks schließt sich der Kreis.

17.45 Uhr gelingt es in Zusammenarbeit mit einer Ermittlungsgruppe der Kriminalpolizei, die Gesuchten zu stellen. Es sind insgesamt vier Personen. Angesichts des entschlossenen Vorgehens der Sicherheitsorgane leisten sie keinen Widerstand. Neben einer Pistole belgischen Fabrikats trägt der Bandit Braunert 90 Schuß Munition bei sich. Bei einem der Festgenommenen werden 2000,— DM der Deutschen Notenbank aufgefunden.

Die erste Vernehmung ergibt, daß mit Braunert und seinem Kumpan Köllner zwei raffinierte Abwerber dingfest gemacht wurden. Zwei Tage zuvor war es den beiden gelungen, bei dichtem Nebel illegal die Staatsgrenze von der Westzone aus zu überschreiten und in einer Ortschaft des Grenzgebietes unterzutauchen. Von hier aus spannen sie ihre Fäden. Durch ein fingiertes Telegramm forderten sie die Verwaltungsangestellte eines Großbetriebes auf, ihre „Tante“ zu besuchen. Sie hatten Erfolg. Zwei Personen, mit denen sie bereits vorher in Verbindung standen, gingen ihnen ins Netz. In der darauffolgenden Nacht brachen sie dann gemeinsam zur Grenze auf. Ihr verbrecherisches Vorhaben scheiterte. Sie hatten die Rechnung ohne die Wachsamkeit der Grenzsoldaten gemacht.

Alfred Haubert

Gestellt. Eine Pistole und 90 Patronen werden aus den Taschen des Banditen ans Tageslicht befördert.
(Grenzsoldaten rekonstruieren die Festnahme für unsere Leser.)





Baustelle Pumpspeicherwerk Hohenwarthe II. Blick vom oberen Staubecken auf die Saale.

DDR UNSER VATERLAND

ier wird eigentlich nichts anderes gebaut als eine Sparbüchse, allerdings die wohl größte unserer Republik. Was diese Sparbüchse von dem tönernen Schweinchen Ihrer Kindheit unterscheidet, sind aber nicht nur Größe und Form. Aus ihr kommt — Sie werden staunen — weniger und zugleich mehr heraus, als man hineingesteckt hat!

Nicht immer wird die gleiche Menge Strom verbraucht. Tagsüber haben wir oft zu wenig, des nachts reichlich. Was tun? Eine Tonne Kohle kann man auf beliebige Zeit in einen Bunker schütten. Aber eine Megatonne Strom? Mit Hilfe der bisher ungenutzten Energie wird in Hohenwarthe Wasser in ein 300 Meter höher gelegenes Staubecken gepumpt. In den Spitzenbelastungszeiten entsteht daraus ein Wasserfall, der in der Höhe die „nur" 60 Meter hohen Niagarafälle in den Schatten stellt. Die Wassermassen stürzen zurück in die Tiefe und auf die Schaufeln mächtiger Turbinen. So werden 66 % der verauslagten Energie zurückgewonnen. Und 66 Kilowatt in der Spitzenbelastungszeit sind mehr als 100 Kilowatt in der „Geisterstunde".

Am 1. Juli 1963 wird in Hohenwarthe die erste 40 Megawatturbine anlaufen; 1965 werden acht Turbinen 320 Megawatt erzeugen. Aber da wächst in Lübbenau ein anderer Energiegigant, der schon heute 300 Megawatt gibt. Vollendet, wird es das größte Wärmekraftwerk Europas sein. Mit seinen 1300 Megawatt kann es 120 Städte von der Größe Cottbus versorgen.

Diese nackten Zahlen sagen viel, aber verschweigen noch mehr.

Da wurden Teile für das Kraftwerk Lübbenau in Westdeutschland bestellt. Die Termine kamen, aber nicht die Teile. Die westdeutschen Firmen zahlten Vertragsstrafe, aber davon liefen die Turbinen auch nicht. Und manchmal waren es nur Dampfventile, die fehlten! Jetzt erreichten uns zwei Meldungen. Lübbenau: „Das Kraftwerk ist völlig störfrei." Hohenwarthe: „Trotz Mangels an Arbeitskräften wurden vier Monate Planrückstand aufgeholt." Wieviel durchwachte Nächte und durchschwitzte Hemden, wieviel Untersuchungen im Labor und auf Parteiversammlungen, wieviel Hoffnungen und Enttäuschungen, wieviel Neuerungen an den Konstruktionen und in den Köpfen stecken doch in diesen nackten Zahlen!

Hohenwarthe wird uns 350 Millionen Mark kosten, das Kraftwerk Lübbenau ein mehrfaches. Wir könnten mit diesem Geld Fabriken für Kühlschränke oder Motorroller bauen. Aber mit Eisschränken und Motorrollern kann man nicht jene Maschinen antreiben, die morgen in den alten und neuen Betrieben aufgestellt werden. Wir müssen also heute unsere Grundstoffindustrie ausbauen, damit sich morgen unsere Wirtschaft und damit auch der Lebensstandard rascher und ungehindert entwikkeln können. Und wenn wir damit nicht zugleich die Bonner Militaristen träfen — würden sie sonst wie im Falle Lübbenau versuchen, uns ein Bein zu stellen?

Heinz Huth

Grenzwacht

von Richard Randel

**Ich ließ zu Haus die Bücher all
aus Marx' und Lenins Hand.
Sie gaben mir mit auf den Weg
viel Wissen und Verstand.**

**Und weil dies Stück vom Vaterland
die Räuber wütend macht,
drum nahm ich das Gewehr zur Hand
und zog auf Friedenswacht.**

**Ich ließ zu Haus Genossen viel,
erfahren, klug und gut.
Sie gaben mir mit auf den Weg
die Waffen und den Mut.**

**Und weil dies Stück vom Vaterland
die Räuber wütend macht,
drum nahm ich das Gewehr zur Hand
und zog auf Friedenswacht.**

**Ich ließ zu Haus die Liebste mein,
der Kinder fragend Schau'n.
Sie gaben mir mit auf den Weg
viel Liebe und Vertrau'n.**

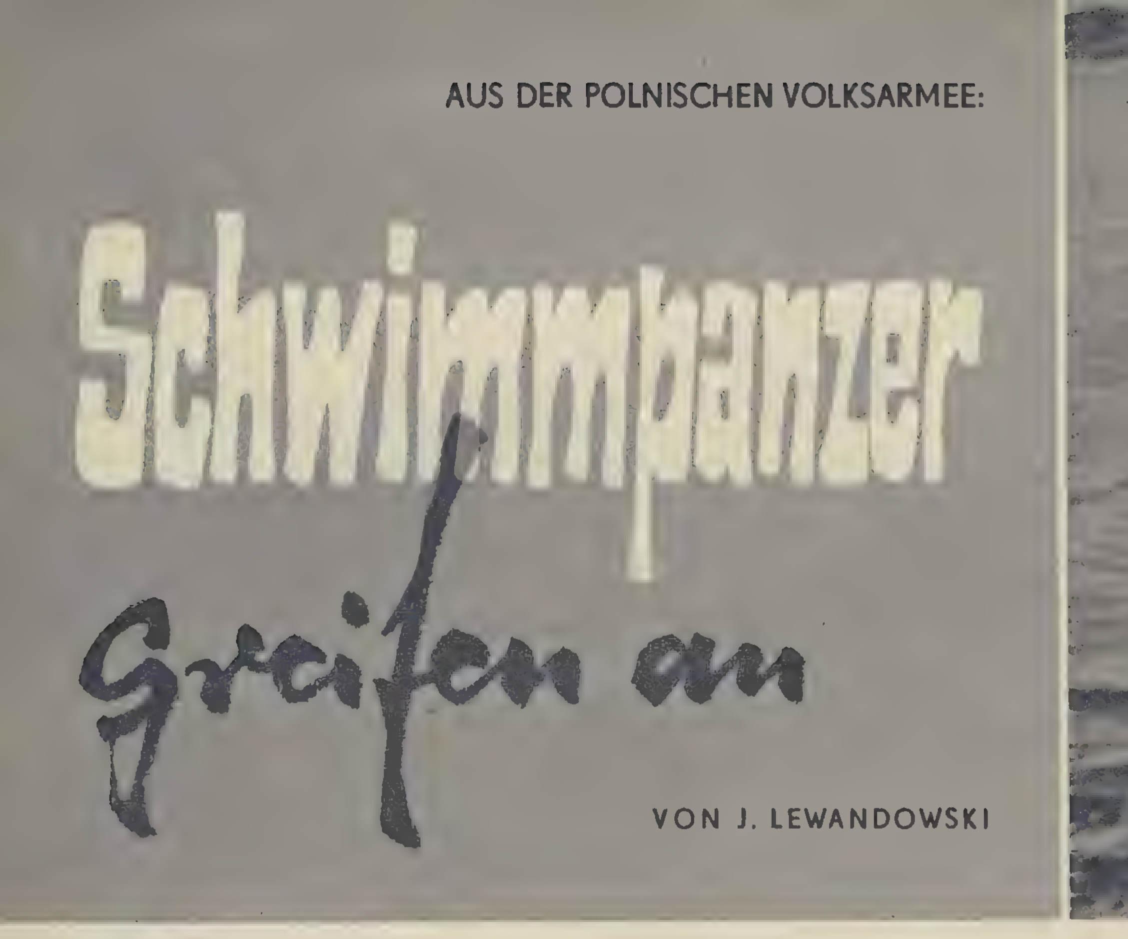
**Und weil dies Stück vom Vaterland
die Räuber wütend macht,
drum nahm ich das Gewehr zur Hand
und zog auf Friedenswacht.**

**Und alles, was zu Haus ich ließ,
gab mir von sich ein Stück.
So ist bei mir auf meinem Weg
die ganze Republik.**

**Denn weil mein ganzes Vaterland
die Räuber wütend macht,
drum nahm ich das Gewehr zur Hand
und zog auf Friedenswacht.**

(Der Genosse schrieb dieses Gedicht während seines Kampfgruppen-Einsatzes zum Schutze der Grenzen der DDR)

AUS DER POLNISCHEN VOLKSARMEE:



Schwimmpanzer greifen an

VON J. LEWANDOWSKI

Der Kommandeur legt das Kehlkopfmikrophon an und wendet sich zu seinem SPW. Ich folge ihm.

Die Einheit hat den Auftrag, einen See zu überwinden.

Im SPW ist es höllisch eng. Drei Funkstationen, Ersatzrad, zwei MPi, Akkus, Proviant — dazu die Menschen. Der Funker ruft: „‚Ungeheuer', ‚Mazeppa', ‚Teller', ‚Amor'" — die Decknamen anderer Schützenpanzerwagen.

Ich gehe, um mir das „Fernsehprogramm" anzusehen. In einem Spezialwagen steht der Empfänger, auf dessen Bildschirm ich deutlich, wenn auch schnell wechselnd, das Bild des „Gefechtsfeldes" verfolgen kann. Die Aufnahmekamera befindet sich in einem Hubschrauber, der über dem See kreist.

„Genosse Major, ‚Marrat' fragt, ob wir uns gleich den Pionieren anschließen sollen?"

„Soll warten. Ich brauche leichte Taucher. Aufgabe: Erkundung links der Brücke durchführen. Eventuelle Minen entschärfen. Den Grund erforschen. Melden!"

„Genosse Major, ‚Marrat' fragt, was weiter geschehen soll."

„Er soll sich auf das Übersetzen vorbereiten."

„‚Mazeppa' hat einen ‚Gefangenen', Genosse Major."

„Sofort herführen!"

Eine Leuchtkugel von rechts. Das Signal, daß die Schwimmpanzer zum Überwinden des Sees bereit sind.

Ein schwimmender Panzer, das eben ist „Marrat". Und „Marrat" ist höllisch ungeduldig. Alle paar Minuten fragt er, ob der Befehl zum Übersetzen schon erteilt sei. Aber der Major erwidert unverändert: „Warten!"

Ein kleines Amphibienfahrzeug bringt den „Gefangenen". Er macht ein finsteres Gesicht. Der sommersprossige Junge, ein wenig verschwitzt, stark erregt, schaut böse auf sein MG, das ihm abgenommen wurde.

„Den Gefangenen verhören!"

Leutnant Neugebauer, ein bekannter Flieger und Journalist, der jetzt an der Schulung für Reserveoffiziere teilnimmt, bringt den sommersprossigen „Gefangenen" weg.

„Genosse Major, ‚Marrat' fragt, ob sich die schweren Schwimmwagen gleich mit den Panzern in Bewegung setzen sollen ..."

Der Kommandeur sieht zum wolkenlosen Himmel.

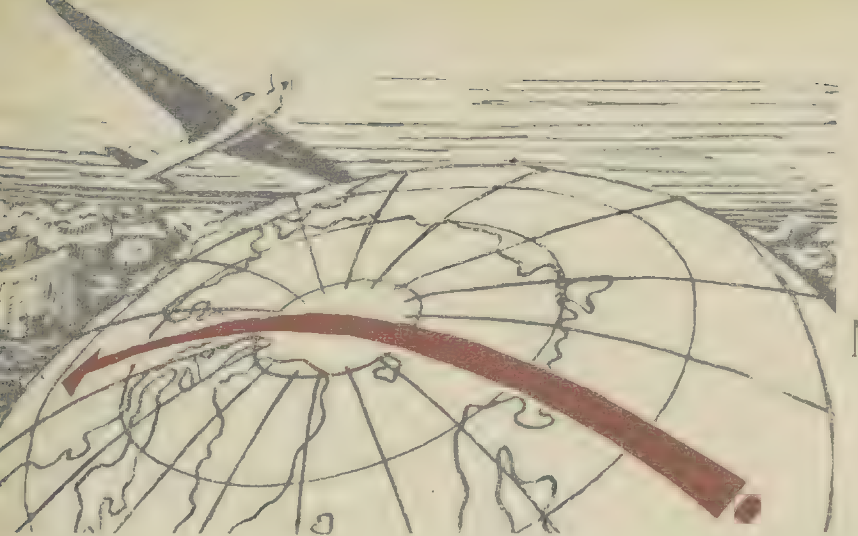
Ich denke, daß nach einer Weile das „Machtwort"



Ein Panzersoldat mit Schwimmweste? Das ist kein Scherz – und es ist auch kein reines Vergnügen, beim Übersetzen aus dem „getroffenen" Schwimmpanzer aussteigen zu müssen.

gesprochen wird. Dieser „Marrat" spricht entschieden zu viel. Aber nichts. Major Lesniak zählt offensichtlich in Gedanken bis 10 und sagt völlig ruhig: „Sag' dem ‚Marrat', daß er zu warten hat."
Seit ein Uhr nachts sind alle auf den Beinen. Es war keine Zeit, sich mit „Brennstoff" zu versorgen. Richtig, irgendwo in der Nähe müßte eine fahrbare Kantine sein, aber wo sie suchen?
„‚Marrat' zur Überfahrt! Die schweren Schwimmwagen sollen gleich nach ihnen fahren!"
Durch das dichte Gestrüpp bahnen wir uns den Weg ans Ufer. An der entgegengesetzten sanften Böschung – Rauchwolken. Der „Gegner" imitiert Artilleriefeuer.
Ich sehe plötzlich leichte Taucher aus dem Wasser steigen und ihre Helme ablegen. Sie haben ihre Aufgabe erfüllt, Minen gesucht, entschärft und den schwimmenden Panzern den Weg freigemacht.
Der erste Panzer fährt ins Wasser. Es sieht unheimlich aus: Die wuchtige Stahlmasse hält sich auf der Wasseroberfläche wie ein Badeschwamm. Die Soldaten an beiden Ufern des Sees sind von diesem Anblick, obgleich er für sie kein „Wunder" ist, beeindruckt. Und die Panzer durchschneiden die blaue Tiefe. Sie nähern sich schon dem Ufer, arbeiten sich an die Böschung heran.
Während „Marrat" den Angriff vorbereitet, gleiten auch die schweren Schwimmwagen auf ihren Ketten ins Wasser. Sie sind mit Soldaten und Geräten beladen. Auf einem von ihnen steht unser SPW.
Einer der Offiziere sagt zu mir: „Vor kurzem führte ich eine ähnliche Übung durch, bei der ich zuerst die Infanterie übersetzen ließ. Die Soldaten sollten sich gemäß der Anordnung sofort weiter auf den Weg machen, aber ich hielt sie für einige Minuten zurück, damit sie in Ruhe auf die Forcierung des Sees mit schweren Kampfgeräten blicken konnten. Ich wollte die Tatsache in ihrem Gedächtnis festigen, daß Panzerkolosse die tiefsten Tiefen nicht fürchten und auch Wasserhindernisse überwinden ..."
„Denn sehen Sie", fügt er nach einigen Sekunden des Schweigens hinzu, „das erscheint eigentlich naturwidrig, ebenso wie es bis vor Jahrzehnten naturwidrig erschien, daß ein Körper, der schwerer als Luft ist, fliegen kann. Der Mensch weiß zwar, nach welchen Grundsätzen die Mechanismen arbeiten, doch er läßt nicht eher nach, bis er mit eigenen Augen dieses ‚Wunder' sieht. Deshalb hielt ich die Soldaten zurück."
Und wieder ein Augenblick des Schweigens. Vom Wasser kommt erfrischende Kühle.
Etwas später beginnt unser Feldwebel erneut sein monotones: „‚Ungeheuer', ‚Ungeheuer', gib deine Lage an, sag' wo du steckst!"

(Aus „Zolnierz Polski")



MOSKAU

NORDPOL

NORDAMERIKA

Unser Transpolarflug

VON VALERI TSCHKALOW

Am 18. Juli 1936, 4.00 Uhr morgens steigt auf dem Flugplatz Schtscholkowo bei Moskau eine weiße Rakete zum Himmel: Mit dem Startsignal für ein Flugzeug „ANT-25 RD", dem die sowjetischen Militärflieger, die Helden der Sowjetunion Tschkalow, Bajdukow und Beljakow als Besatzung angehören, beginnt eines der kühnsten Unternehmen in der Geschichte der Luftfahrt.

Unter uns erstreckt sich das Eis gleich einem uferlosen Ozean. Hierher, in die geheimnisvollen Gegenden der Arktis, sind nur wenige verwegene Männer vorgedrungen. Peary kam auf einem Hundegespann aus Grönland. Byrd kam von Spitzbergen geflogen. Bald nach ihm flog Amundsen auf dem Luftschiff „Norge" von Spitzbergen nach Alaska. Post versuchte, einen transarktischen Weg von Amerika nach Europa zu bahnen und kam beim letzten Versuch um.

Der große Erforscher beider Pole, Roald Amundsen, der viele Male die Arktis vom Erdboden her und von der Luft aus bestürmte, hat in sein Tagebuch die wunderbar wahren Zeilen eingetragen, mit denen er sich an die Arktis wendet:

„Wieviel Unglück brachtest du der Menschheit Jahr um Jahr, wie viele Entbehrungen und Leiden beschertest du ihr, o du unendlich weite Fläche! Aber dafür hast du auch jene kennengelernt, die dir den Fuß auf den widerspenstigen Nacken zu setzen, dich auf die Knie zu zwingen wußten. Was aber hast du mit all den stolzen Schiffen gemacht, die geradewegs auf dein Herz zufuhren und nicht mehr nach Hause zurückkehrten? Was hast du mit den heldenmütigen kühnen Männern gemacht, die du mit deinen eisigen Armen umfangen und nie mehr freigegeben hast? Wo sind sie hingekommen? Keine Spuren, keine Zeichen, keine Andenken, nur grenzenlose, weiße Einöde!"

Die Arktis bewahrt eifersüchtig ihre Geheimnisse. Es hüten sie nicht nur Sturm und Nebel, sondern auch zauberische Gaukelbilder, die in der Eiswüste mit derselben Leichtigkeit wie in der glühenden Sandwüste auftauchen. Bekanntlich sind die Reisegefährten Amundsens, erschöpft durch die vielstündige Wacht an Bord des Luftschiffs „Norge", gegen Ende der Reise Sinnestäuschungen erlegen. Bekannt ist auch, daß der berühmte Seefahrer Roß, als er tief in die nach Westen führende schmale Meerenge der Baffinbai vorgedrungen war, bald wieder umkehrte, weil er eine Gebirgskette erblickte, die ihm den Weg versperrte. In Wirklichkeit war das eine Luftspiegelung gewesen. Die Meerenge führt zum Pol.

In begreiflicher Erregung näherten wir uns diesen Orten.

Das Wetter ist herrlich. Oben die Sonne, die blendende Sonne, unten grenzenlose Eisfelder. Höhe: 4000 m.

Der 19. Juni bricht an. Wir fliegen schon 24 Stunden. Bajdukow und Beljakow saugen Sauerstoff ein. Durch die neue Portion Sauerstoff „verjüngt", schläft Bajdukow ein. Von rechts kommt ein Zyklon daher. Wir müssen vom Kurs abweichen. Mit der Funkstation will es nicht ganz klappen. Der Sender ist wieder in Ordnung, der Empfänger jedoch arbeitet nicht. Unten sind immer die gleichen Eisfelder. Bald muß der Pol da sein. Höhe 4150 m. Die Kompasse werden empfindlicher. Bajdukow hat mich bereits abgelöst.

90° n. Br. Das ist er nun, der langersehnte Nordpol!

Um 5 Uhr 10 Minuten tastete Beljakow auf dem Apparat: „Alles in Ordnung! Pol überflogen, günstiger Wind. Eismassen, offene weiße Eisfelder mit Spalten und Wasserstreifen. Stimmung heiter. Flughöhe 4200 m."
Wir fliegen weiter zum Unzulänglichkeitspol. Hier sind noch nie Flugzeuge gewesen. Wir werden dieses rätselhafte Polarbecken als erste durchqueren. Wir fliegen nach dem Sonnenkurs, nach Süden, längs des 123. Meridians ...

UNTER UNS KANADA

Von neuem Wolken. Höhe: 5000 m. Wir erheben uns über die Wolken. Günstiger Wind. Geschwindigkeit: 200 km die Stunde. Wir schlucken Sauerstoff. Ein Zyklon rückt in entfalteter Front vor. Bald haben wir eine Wolkenwand von 6500 m Höhe vor uns. Bajdukow will nicht recht in die Wolken hinein. Er weicht etwas nach rückwärts aus. Und nach weiteren 20 Minuten biegt er von links um den Wolkenberg. Aber auch das hilft nicht. Die Wolken holen uns ein. Es bleibt nichts anderes übrig, als in die Wolken einzudringen. Temperatur: –30°. Höhe: 5700 m. Von neuem fliegen wir blind. Das Flugzeug wird hin- und hergeschleudert. Jegor spannt alle Kräfte an, um die Maschine in seiner Gewalt zu behalten. So geht das eine Stunde lang. Es wird jedoch offenbar, daß man unmöglich in einer solchen Höhe weiterfliegen kann. Eine zentimeterdicke Eisschicht bedeckt fast das ganze Flugzeug. Das Eis, von absolut weißer Farbe, sieht wie Porzellan aus. Die „porzellanartige" Vereisung ist das schrecklichste. Dieses Eis ist ungemein fest. Es genügt zu sagen, daß es sich 16 Stunden ohne aufzutauen hält.
Wir gingen tiefer. In einer Höhe von 3000 m erblickten wir durch einen Wolkenriß eine Insel.
Plötzlich spritzt etwas aus dem vorderen Teil der Motorhaube. Alkoholgeruch steigt auf. Was ist geschehen? Bereitet sich ein Unglück vor? ... Die vordere Scheibe ist noch mehr vereist. Bajdukow streckt die Hand durch die Seitenfenster der Kabine und fängt an, mit einem finnischen Messer



Valeri Tschkalow, Held der Sowjetunion, gestorben am 15. 12. 1938.

das Eis abzuschlagen. Als er etwas Eis abgeklopft hat, entdeckt er durch das auf diese Weise entstandene „Fensterchen", daß im Expansionsbehälter kein Wasser mehr ist. Der rote Schwimmer, der den Wasserstand anzeigt, ist verschwunden. Wir setzen die Pumpen in Bewegung. Von Wasser keine Spur. Es kommt keins! Es ist kein Wasser da! Die Leitung ist zugefroren. Der Propeller läuft ganz langsam. Was tun? Gleich wird alles einfrieren, wird der Motor versagen ... Eine Katastrophe?! Woher Wasser nehmen? Ich stürze zum Reservebehälter — dort ist Eis ... Zum Trinkwasservorrat — im Gummisack ist Eis ... Beljakow schneidet den Sack auf — unter der Eiskruste is noch ein wenig Wasser. Wir schütten es in den Behälter. Aber es ist zu wenig. In den Thermosflaschen ist noch Tee mit Zitrone. Wir gießen ihn ebenfalls in den Behälter. Die Pumpe beginnt zu arbeiten. Bald zeigt sich der Schwimmer. Bajdukow vergrößert allmählich die Zahl der Umdrehungen. Die Rohrleitung taut auf. Das Flugzeug steigt höher.
Drei Stunden haben wir im Kampf mit dem Zyklon verloren. Aber jetzt scheint die Sonne. Braunes Land taucht auf — die Banksinseln.
Die Besatzung atmete erleichtert auf. Bajdukow und Beljakow, die beide hungrig geworden waren, verschlangen gierig die gefrorenen Äpfel und Apfelsinen. Während des 40stündigen Fluges war das die zweite Mahlzeit. Ich verzichtete auf dieses Gericht und begnügte mich mit einer fest gestopften Pfeife.
Bei ausgezeichnetem Wetter überflogen wir eisfreies Wasser. Und um 16 Uhr 15 Minuten passierten wir das Kap Pears-Point.
Unter uns befand sich nun kanadisches Land.

(Fortsetzung auf Seite 18)

Tschkalow und seine Gefährten haben in 2½ Tagen auf einem eigens für solche Zwecke konstruierten Flugzeug einen über 5500 Meilen weiten Flug auf einer Route vollführt, die (abgesehen von den eisbedeckten, öden Regionen der Antarktis) die am wenigsten erforschte und gefährlichste Strecke des Erdballs darstellt. Sie sind über den nördlichen Magnetpol geflogen und haben die damit verbundenen Navigationsschwierigkeiten überwunden. Damit haben sie eine schwierige, glänzende Heldentat vollbracht.

Aus „New York Herald Tribune"

Anekdotisches

Realistisch

In einem Erholungsheim der Nationalen Volksarmee vergnügen sich zwei kleine Mädchen beim Spiel: Petra, sechs Jahre alt, und Marina, vier Jahre alt. Marinas Mutter kommt dazu und fragt, was sie denn spielen. „Vater — Mutter — Kind“, antwortet Petra. „Und wer ist die Mutter?“ — „Ich natürlich“, entgegnet die Sechsjährige. „Marina ist das Kind.“ Letzte Frage der Mutter: „Und wer spielt den Vater?“ — Antwort von Petra: „Den Vater? — Na, der ist doch schon wieder auf Dienstreise!“

OB - Leidend

Gefreiter Schmoll steht mit dem Sport auf Kriegsfuß. Täglich hat er andere Gebrechen. Das geht solange, bis er zum Arzt geschickt wird. Nach seinen Schmerzen befragt, sagt Schmoll zaghaft: „Das Herz!“ Der Arzt kann aber nichts feststellen. Sicherheitshalber läßt er in der Poliklinik noch ein EKG machen. Bei der Wiedervorstellung wird Schmoll der Befund mitgeteilt: „Alles OB!“



Tage später trifft der Doktor den Gefreiten und fragt ihn, spitzbübisch lächelnd: „Na, was macht das Herz?“ — „Die Schmerzen sind weg, Genosse Doktor, nur das verdammte OB habe ich noch.“

Unnötige Scham

Im Feldlager. Nach dem Postempfang. Soldat Wolf, noch in seinen Brief vertieft: „Ich muß nach Hause ... umziehen.“ Da meint ein anderer: „Das kannst du auch hier machen. Wir gehen solange raus.“

Finster

Durch Versehen kollidiert in den Abendstunden ein Panzer mit einer Gaslaterne. Der Fahrer, der sein Fahrzeug sofort zum Stehen bringt, steigt aus und besieht sich den Schaden. Aufgeregt kommt der Kompaniechef angelaufen und redet auf ihn ein: „... haben Sie denn nichts gesehen?“ — „Nö, Genosse Hauptmann“, kommt die Antwort, „die Laterne brannte noch nicht.“



Vignetten: Parschau

(Fortsetzung von Seite 17)

Um 18 Uhr erblicken wir den Großen-Bären-See. Ich sitze am Steuerrad. Bajdukow hält als Steuermann Wacht. Das Wetter ist ausgezeichnet. Unten ein ungeheurer, mit festem Eis bedeckter See von wunderlicher Form, mit zahlreichen, tief in das Festland einschneidenden Buchten. Die Erde zeigt nach wie vor keine Spur von Leben, keinen Wald, kein Gesträuch.

Um 20 Uhr näherten wir uns dem Mackenziestrom, einem der größten Flüsse des amerikanischen Festlandes. Der Fluß hatte sich bereits vom Eise befreit. Zu sehen waren niedrige Bergketten, Haufenwolken. Das Flugzeug geriet langsam ins Schleudern. Das Wetter verschlechterte sich. Die Zeit der Ablösung war da. Die Führung übernahm Jegor. Von links rückte ein Zyklon heran. Ein ungebetener Gast. Wir flogen am Zyklon entlang, um die Küste des Stillen Ozeans zu erreichen. Wiederum Brennstoffverlust. Aber dagegen war nichts zu machen. Wir hatten nur noch wenig Sauerstoff. Auf der Geraden fliegen hieße vereisen. Niedriger als 4000 m durften wir nicht fliegen, da wir an Berge anprallen konnten, nämlich an die berühmten Kordilleren, die eine gigantische Auftürmung von Bergkämmen darstellen. Wenn nicht der verfluchte Zyklon gewesen wäre, hätte unser Weg nach Südosten geführt, in dicht bewohnte Ackerbaubezirke. Wären wir über die Bergketten des Felsengebirges, dort, wo sie am niedrigsten sind, gekommen, wir hätten geradeswegs nach Süden gesteuert, über eine weite Hochfläche, längs des Frazerflusses zu dem großen kanadischen Pazifikhafen Vancouver und der von dort 200 km entfernten Stadt Seattle. Der Zyklon hatte uns jedoch aufgelauert und zwang uns, die Bergkämme zu umgehen und nach Westen abzubiegen.

LANDUNG IN AMERIKA

Die 45 Stunden Flug in 4000—5000 m Höhe machten sich jetzt fühlbar. Wir mußten uns viel häufiger ablösen und — was die Hauptsache war — häufiger Sauerstoff atmen. Wir waren jetzt nicht mehr imstande, mehr als eine Stunde am Steuerrad zu sitzen. Bajdukow bat um Ablösung. Er war blaß, schien erschöpft. Er hatte kaum das Steuerrad übergeben, da stürzte er auch schon zur Sauerstoffmaske. Höhe: 6000 m. Das Atmen fällt uns immer schwerer. Plötzlich fühle ich etwas Warmes auf der Oberlippe. Ich wische es ab. An den Fingern ist Blut. Einige Sekunden vergehen. Aus der Nase strömt mir Blut. Ich kann nicht länger sitzen. Schon tritt Atemnot ein. Puls: 140. Im Herzen sticht's. Mit Mühe stille ich das Blut und lege rasch die Maske an. Sofort fühle ich Erleichterung. Ich atme jedoch den Sauerstoff mit Unterbrechungen ein, es ist nur noch sehr wenig da. Ich steuere den früheren Kurs, über das Felsengebirge zum Ozean ...

Höhe: 4500 m. Die Nacht über dem Stillen Ozean

(Fortsetzung auf Seite 28)

EIN GUTES GESPANN





Rufe in die Nacht. Per Funk wird die Einheit nacheinander aus dem Sammelraum zum Verladebahnhof gerufen.



Sicherheit über alles. Der Verladebahnhof wird gegen „gegnerische" Angriffe gesichert.

Prustende Lokomotiven, klopfende Wagenmeister, tuckernde Motore, schwitzende Kraftfahrer, federnde Puffer, pfeifende Rangierer, rollende Haubitzen, hämmernde Kanoniere. Hin- und herhastende Menschen im Dunkel der Nacht, Soldaten beim Verladen eines Truppentransports.

Ein beängstigendes Durcheinander.

Ein beängstigendes Durcheinander?

Auf den ersten Blick — ja. Bei genauerem Hinsehen — nein. Statt willkürlichem Durcheinander eine gut aufeinander abgestimmte, sich wechselseitig ergänzende Ordnung. Über allem die lenkende Hand des Transportleiters, Hauptmann Rohde, und die des Transportbeauftragten der Deutschen Reichsbahn.

Beide kennen sich nicht, haben sich heute zum erstenmal gesehen — und verstehen sich dennoch glänzend. Keineswegs nur deshalb, weil beide in ihren jeweiligen Aufgabenbereichen nicht den ersten Truppentransport zusammenstellen und fahren, sondern weil beide um die Notwendigkeit derartiger Transporte für den Schutz der Republik wissen. Man spricht nicht davon, macht keine großen Worte und versichert sich nicht gegenseitig dieses Bewußtseins — man handelt und beweist es durch die Tat.

„Zuuugleich! — Zuuugleich!" Jeder muß kräftig mit anpacken, um das Verladen schnell und zügig durchzuführen.





Die Tat, das ist die eisenbahntechnische Gewährleistung des Marsches. Die Tat, das ist die schnelle, exakte und disziplinierte Ver- und Entladung der Einheit. Aufgaben, die das Mitdenken und die Mitarbeit aller verlangen; Aufgaben, die nur gelöst werden können, wenn Deutsche Reichsbahn und Nationale Volksarmee ein vorbildlich harmonierendes, sauber aufeinander eingespieltes Gespann bilden.

Das Dunkel der Nacht ist dem ersten Morgengrauen gewichen, die fauchende Lokomotive nähert sich mit der langen Kette ihrer Waggons dem Zielbahnhof. Kaum daß sie hält, beginnt schon das Entladen. Auch hier ein scheinbar beängstigendes Durcheinander. Doch wieder trügt der Schein, denn mit einer blitzartigen Schnelligkeit sind die schweren SIS von den Waggons verschwunden und die Haubitzen rollen bereits dem neuen Sammelraum entgegen. Soweit es die Eile zuläßt, winkt dieser oder jener Kanonier noch einmal zur Lok hinüber, und der junge Lokführer schickt ihnen mit dem heulenden Ton seiner Dampfpfeife einen Dankesgruß zurück — „Macht's gut, Jungs!" Dann ist alles vorbei. Nur eine mächtige Staubfahne, die noch lange in der Luft steht, verrät, daß hier soeben der Eisenbahnmarsch einer Artillerieeinheit zu Ende ging . . .

Karl-Heinz Freitag

◄ **Mit kräftigen Schlägen wird alles verkeilt, damit sich unterwegs nichts selbständig machen kann.**



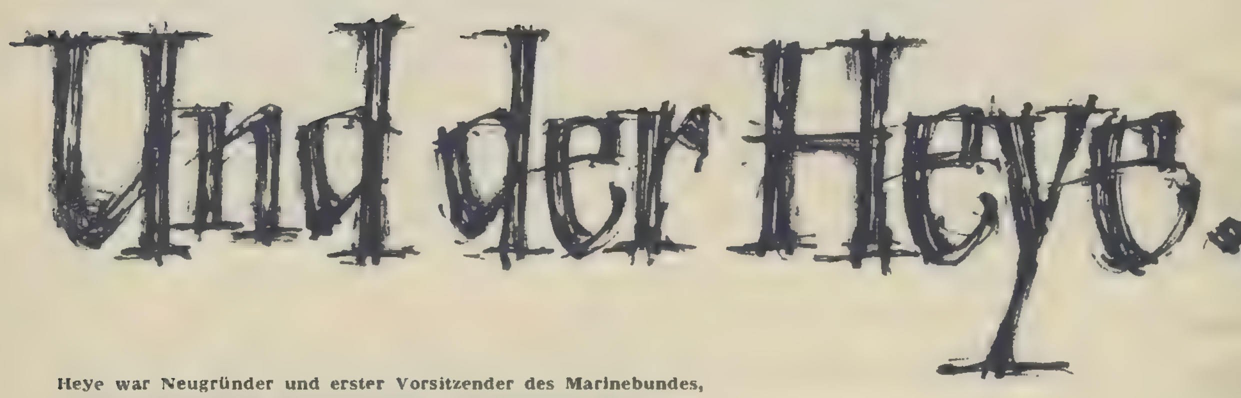
► **Schnelligkeit ist keine Hexerei – aber dringend notwendig, wenn es am Zielbahnhof um die Entladung geht.**

**Und der Heye fletscht die Zähne,
er verlernte es noch nicht.
Für den Strauß steht er jetzt Schmiere,
immer tut er „seine Pflicht".**

**Chefs der Himmelfahrtskommandos
hat er eifrig dekoriert.
Doch das Sterben seiner Leute
hat ihn weiter nicht gerührt.**



1944/45 war Heye Chef der „Kleinkampfverbände". Hier verleiht er einem 1-Mann-Torpedofahrer das Ritterkreuz.



Und der Heye.

Heye war Neugründer und erster Vorsitzender des Marinebundes, einer der vielzähligen Militaristenverbände Westdeutschlands.



**Und er schwenkt die alten Fetzen,
traditionsumflort der Blick,
und an die verlor'nen Schlachten
denkt ein Heye nicht zurück.**

Es war im Juni 1957. Die Welt zeigte vor Abscheu auf den Bonner Barras, weil er 15 Bundeswehrsoldaten in die Strudel der Iller gejagt hatte. Strauß aber zeigte auf das eben vom Bundestag verabschiedete „Gesetz über den Wehrbeauftragten". „Seht doch, wie demokratisch wir sind!" schlug er sich

frommen Augenaufschlags an die Brust. Später schlug er oft mit der Faust auf den Tisch, wenn es um den Wehrbeauftragten ging. Der Wehrbeauftragte wird zwar — so will es das Gesetz — über alle Strafen gegen Bundeswehrangehörige informiert und darf unangemeldet in jeder Kaserne auftauchen; aber er kann keine Entscheidungen fällen. Strauß hatte also keinerlei Vollmachten abgegeben. Außerdem glaubte er, in Helmut von Grolman einen Wehrbeauftragten gefunden zu haben, der nicht nur Hitlergeneral sondern auch so klug war zu verstehen, daß er nicht mehr als ein demokratisches Feigenblatt für die Bundeswehr sein sollte. Als aber Grolmans Jahresberichte an den Bundestag neben zahllosen Verschleierungsversuchen auch zahlreiche Belege für den militaristischen Charakter der Bonner Wehrmacht enthielten, zeterte Strauß: „Ein Ding der Unmöglichkeit!" Seitdem verstummte nie der Ruf nach Abschaffung des Wehrbeauftragten. Strauß aber glaubt, heute noch nicht auf dieses demokratische Feigenblatt verzichten zu können. Also suchte er einen zuverlässigeren Mann und fand ihn — den Naziadmiral Heye.

Unter dem Kaiser begann des Generalssohns Offizierslaufbahn.

Unter Hitler verheizte er in hohen Kommandofunktionen die Marinejugend, die er vorher mit seinen Büchern im faschistischen Geiste verzogen hatte.

Unter Adenauer richtete er als einflußreicher Wehrexperte und Bundestagsmitglied der CDU die Bonner Militärpolitik aus.

Übrigens schenkte der Bundestag dem Wehrbeauftragten Heye erst sein Vertrauen, als das Volk dem CDU-Bundestagskandidaten Heye in seinem Wahlkreis das Mißtrauen ausgesprochen und durchfallen lassen hatte. So demokratisch geht es bei denen drüben zu! —th



Ein Beitrag Heyes zur atomaren Kriegsvorbereitung ist ein Evakuierungsplan, der vorsieht, rücksichtslos viele Millionen Menschen auf die Straße und in den Tod zu jagen.

Heyes Plan heißt wieder räumen:
Alle Zivilisten raus!
Wie schon unter Hitlers Führung —
Heye kennt sich darin aus.

Auch beim Bau der Bundesflotte
war der Heye mit dabei —
ob es Nazi oder NATO —
denn ein Hai bleibt stets ein Hai.

Und der Heye zeigt die Zähne.
Wieder ist er nur erpicht
auf den Endsieg seiner Pläne —
aber uns erschreckt er nicht.



Nach Heye soll die Bonner Kriegsmarine zur Schwertspitze der NATO im Ostseeraum ausgebaut werden.



Wie und wo möchten Sie in 20 Jahren Silvester feiern?

eidesstattliche erklärung (kleingeschrieben)

hiermit erkläre, versichere und bezeuge ich, daß die zu dieser silvesterlich-utopischen umfrage vernommenen personen männlichen, weiblichen und sächsischen geschlechts mitnichten unter einem sogenannten oder auch alkoholeinfluß gestanden haben, wenngleich einige böswillige gemüter hier und da selbiges annehmen sollten. ich empfehle ihnen, es hurtig wieder wegzunehmen, da ich außerdem erkläre, versichere und bezeuge, daß besagte personen schlimmstenfalls unter meinen einfluß gestanden haben.

der unterzeichnete

(armeerundschaulich beamteter umfrager)

Wie geht's, wie steht's?
Ich hoffe, Sie sind gut über die silvesterlichen Runden des eben erfolgten Jahreswechsels gekommen und nach dem Genuß eines ausgiebigen Katerfrühstücks nunmehr in jener seelischen Verfassung, die Sie brauchen werden, um der heutigen Debatte mit dem nötigen Ernst folgen zu können. Sie meinen, das wäre lachhaft bei dieser Frage?
Sie werden lachen, dem ist ganz und gar nicht so — was bereits aus der Antwort *Heinz Quermanns* hervorgeht: „Zunächst einmal möchte ich bezweifeln, ob ich in 20 Jahren noch in der Lage sein werde, Silvester zu feiern, da der Herzinfarkt mir hartnäckig auf den Fersen ist und gewisse Instanzen nahe daran sind, mir den letzten Nerv zu töten. (Anmerkung der Redaktion: Wir fühlen uns in diesem Falle als „Instanz"!) Aber wenn — ja, dann würde ich mich freuen, wenn eine reizende Fernsehsprecherin verkünden würde: ‚Liebe Fernsehzuschauer! Heute starten wir die erste Silvestersendung ohne den Großvater unserer Conférenciers, da dieser vom FDGB einen Urlaubsplatz auf dem Mond erhalten konnte. Da er uns jetzt zusehen wird, grüßen wir ihn recht herzlich von dieser Originalsendung aus dem Glasmuseum in Bonn, das früher einmal irgendwelchen Scharfmachern in Bonn als Unterschlupf gedient haben soll!'"
Weit gespannt und recht phantasievoll sind die Vorstellungen von *Unterleutnant Rüdiger Bode (22)*: „Silvester beginnt ja gemeinhin schon mit den Vorbereitungen", erklärt er einleitend und folgert daraus: „Das wird sich in zwei Jahrzehnten bestimmt nicht geändert haben. Für die Bowle, den Sekt und eine würzige Prärie-Auster (Katergetränke sind auch 1981 noch in Mode!) brauche ich nicht zu sorgen, denn mein Getränkeautomat mit Direktleitung zum GVK (Getränke-Verteilungs-Kombinat) funktioniert aufs Knöpfchen-drücken. Also hole ich mir nur etwas zu ballern — sagen wir, fünf Raketen. Heimfeuerwerk selbstverständlich, denn militärische Raketen gibt es schon lange nicht mehr. ‚In jeder Rakete eine Überraschung!', offeriert der Laden. Jede brennt neun Minuten, in drei Stufen; die Überraschung steckt in der letzten und besteht jeweils aus einer Einladung — entweder zu einem stratosphärischen Tête-à-tête mit der diesjährigen Miß Venus oder zu einer Exkursion mit dem gerade eingerichteten Sessellift durch das Erdinnere oder zum Endspiel um den Milchstraßen-Pokal im Fußball (Mars gegen Erde) oder aber zu einem Besuch des weltallberühmten Lachkabinetts in Bonn am Rhein, wo man sich immer halbtotlacht, wenn ein gewisser Franz Josef Strauß auf das Wedeln mit einem rotgeränderten Taschentuch ekstatisch mit dem Bauch wackelt und röhrt: ‚Ich kenne nur einen Fall — und das ist der Fall Rot!' Nur vor einem habe ich Angst: Hoffentlich erwische ich nicht die Überraschung aus der fünf-

ten Rakete, die Einladung zum Berliner Karneval 1982. Das wäre seelische Grausamkeit, denn der ist noch ebenso fade, abgestanden, einfallslos und unbekömmlich wie vor 20 Jahren ..."

Und das sagt ein Berliner! — Vielleicht fragen wir jetzt zur Abwechslung mal einen Dresdner: *Soldat Manfred Weber (18).* Er wünscht sich zum Jahreswechsel 1981/82, daß „es die ‚Inka' dann endlich auch im Herstellungsort Dresden zu kaufen gibt."

Ja, und was wünscht man sich ansonsten noch alles?

Gefreiter Lutz Vollmer (19): „... daß unsere Fußballer bis dahin wenigstens europäische Mittelklasse erreicht haben ..."

Hauptmann Siegfried Unger (42): „... daß man Fernsehapparate nicht nur kaufen, sondern im Zeitalter eines Menschengeschlechts auch reparieren lassen kann ..."

Unteroffizier Wolf-Dieter Herbst (20): „... daß mit Eberhard Cohrs der letzte ‚pleede Heini' von Funk und Fernsehen auf Rente gesetzt worden ist ..."

Halt! — Halt!
Diese „läppischen Kleinigkeiten", liebe Freunde, werden wir doch schon lange vorher erledigt haben. Kommen wir also lieber wieder auf die Silvesterfeier 1981 zu sprechen.

Das Wort hat *Ingrid Ohlenschläger* vom Berliner Kabarett „Die Distel": „Wie ich in 20 Jahren Silvester feiern möchte? — Na, gern so jung und unternehmungslustig wie heute, und in der Hoffnung, ohne (Bruch)-Sorge eine ganze Nacht mit Pfennigabsätzen durchtanzen zu können. — Und wo, bitte? — In Berlin natürlich, das ich sehr liebe. Aber in einem Berlin, das durch keine Grenze mehr getrennt ist und von dem man Gesellschaftsreisen zur Venus machen kann, um das neueste Programm der ‚Distel' zu sehen."

Tanja Gawrilowa (22) dagegen, eine sowjetische Filmschauspielerin, möchte in Moskau mit ihrer „Babuschka" feiern. „Meine Großmama", so erzählt sie, „ist dann 88 Jahre alt. Ich habe ihr sehr viel zu verdanken, denn sie hat mich erzogen und mir viel für das Leben gegeben. Deshalb ist mein sehnlichster Wunsch, daß auch sie noch den Kommunismus erleben kann. Darauf möchte ich mit ihr anstoßen."

Oberfeldwebel Horst Jung (22) möchte an diesem Abend in einer kleinen Revierförsterei des Thüringer Waldes sitzen. „Ich habe ein großes Album mit Erinnerungsfotos an meine Armeezeit", berichtet er. „Das werde ich dann meinen Kindern zeigen und ihnen erzählen, wie wir am 13. August 1961 mit unseren Waffen den Frieden gerettet und durch unsere hohe Gefechtsbereitschaft mitgeholfen haben, den Imperialisten die Suppe eines atomaren Völkermordens zu versalzen." — „Ja, es wird eine Welt ohne politische Spannungen sein, ohne Krieg und Kriegshetze, eine Welt, in der die Vernunft regiert", meint *Grenzsoldat Jürgen Busch (19).* Und ergänzend fügt *Gefreiter Gisbert Langos (20)* hinzu: „In 20 Jahren wird auch bei uns in Deutschland der Aufbau des Kommunismus im Gange sein. Leipzig, meine Heimatstadt, wird man nicht mehr wiedererkennen, denn aus ihr ist das modernste und vielleicht sogar größte Handelszentrum der Erde geworden."



... und von dem man Gesellschaftsreisen zur Venus machen kann, um das neueste Programm der „Distel" zu sehen ..

Unsere Welt von morgen — eine schöne und reiche Welt mit glücklichen, frohen und friedlich arbeitenden Menschen. *Grenzsoldat Heinz Bruch (19)* möchte sie am Lenkrad eines großen Fernlasters durchfahren, *Unteroffizier Werner Bernd (24)* als Funker die Nachrichten erfolgreichen, friedlichen Schaffens zwischen den Ländern vermitteln und *Soldat Günter Andrä (22)* als Fahrdienstleiter auf einem modernen Gleisbildstellwerk arbeiten.

„Ich werde Arzt sein", antwortet *Gefreiter Frank Mocek (19).* „Und vielleicht habe ich am Silvesterabend des Jahres 1981 in irgendeiner weiträumigen Klinik Nachtdienst. Da wird Zeit sein, nachzudenken und Vergleiche anzustellen. — Welche Freude bereitet es nunmehr, als Arzt und Helfer der Menschen zu wirken! Keine Schußwunde

braucht mehr behandelt werden, solcherart, wie sie dem Berliner Volkspolizisten im Oktober 1961 an der Staatsgrenze zu Westberlin beigebracht wurde; der Arzt wird nie und nimmer mehr Kriegsverletzungen heilen müssen, weil der Krieg aus dem Leben der Menschheit verbannt ist. Und schließlich werden die Menschen, wenn sie irgendeine Krankheit plagt, schneller gesunden, weil ihr Umweltmilieu schöner und freundlicher geworden ist. Es wird keinen mehr geben, den nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus eine enge, dunkle Wohnung, eine schlechte Arbeitsstelle, egoistische und nur auf ihr eigenes Wohl bedachte Menschen, die Existenzangst oder die Sorge um das tägliche Brot erwartet. Es wird eine Lust sein zu leben und für den Arzt eine Freude, seine Patienten zu pflegen."

„Wie und wo möchten Sie in 20 Jahren Silvester feiern?" — das versuchte ich auch von *Nationalpreisträger Karl Böhm* zu erfahren. Als Mitgestalter des Buches „Unsere Welt von morgen" schien er mir hierfür ganz besonders prädestiniert. Und so lautet seine Antwort: „Um eines gleich vorauszuschicken — keinesfalls auf dem Mond. Obwohl ich nicht daran zweifle, daß am Silvesterabend 1981 die Besatzung der ständigen Mondstation in die traditionelle Fernseh-Ringsendung mit eingeblendet wird. Nur: Den Mond überlasse ich meinen Söhnen und ihren Altersgenossen. Ich möchte vielmehr auf unserer lieben, alten Erde feiern, die sich in diesen 20 Jahren allerdings bis zur Unkenntlichkeit ‚auf jung' verschönt hat. Unter vielen fröhlichen Menschen, inmitten eines festlichen Trubels. Vielleicht in einem der prächtigen Klubs im Zentrum der deutschen Hauptstadt oder einer der großartigen, vielseitigen Gaststätten an ihrer Peripherie, von wo uns in den frühen Morgenstunden einer der unermüdlichen, weil unbemannten Linienbusse durch helle, glänzende Straßen sanft und bequem nach Hause wiegt. Es kann auch sein, daß wir uns gerade in einer der zahlreichen funkelnagelneuen Städte befinden, genau über einer Stelle, wo heute noch Heidekraut wächst. Wie man sieht, ist die Frage, w o ich feiern werde, gar nicht so leicht zu beantworten. Dafür weiß ich aber meinen Trinkspruch schon. So wird er etwa lauten: ‚Kinder, denkt ihr noch an die Zeit damals, vor zwanzig Jahren? An den 44. Jahrestag der Oktoberrevolution und an den XXII. Parteitag? Was damals beschlossen wurde, mutete wie ein ferner Zukunftstraum an. Heute ist das alles längst Wirklichkeit geworden — und mehr dazu. Was ist das für eine schöne, reiche Welt, ringsum, wohin wir blicken! So hätten nicht einmal wir uns das vorstellen können, was? Und gar die anderen, dieser böse alte Mann in dem komischen Städtchen am Rhein, der nur ‚Soffjetunjon' sagte, weil er bei diesem Wort immer schäumte ... Doch ich will nicht abschweifen. Also: Jetzt denkt mal an den 64. Jahrestag neulich und an den hm-zigsten Parteitag und seine Beschlüsse. Bis 1990 die 20-Stunden-Woche, fast alles kostenlos, Hochschulbildung obligatorisch! Und dann bis zum Jahre 2000 — Donnerwetter, ist das jetzt aber schon nahegerückt! — völliger Ausbau des Kommunismus, es gibt kein Geld mehr, dann diese gewaltigen Projekte, nicht? Das ergibt ja in den nächsten zwanzig Jahren einen Globus, den nicht einmal der biblische Gott wiedererkennen würde, weil sich daneben selbst sein Paradies wie ein etwas ärmlicher Tiergarten ausnehmen müßte ...' — Weiter weiß ich heute leider noch nicht. Vermutlich werden spätestens an dieser Stelle die anderen sowieso ihre Gläser heben, damit ich mit meinen tiefschürfenden Ausführungen, die sie anderswo längst besser gelesen haben, endlich zu Ende komme. Was ich hiermit heute schon tue."

Demgegenüber bleibt mir zumindest noch eins vorbehalten — der Versuch einer Ehrenrettung. Dazu eine

EIDESSTATTLICHE ERKLÄRUNG
(GROSSGESCHRIEBEN)
ZUM WIDERRUF DER
eidesstattlichen erklärung
(kleingeschrieben)

HIERMIT ERKLÄRE, VERSICHERE UND BEZEUGE ICH, DASS DIE HIER ZU WORT GEKOMMENEN PERSONEN N I C H T UNTER MEINEM EINFLUSS GESTANDEN HABEN, SONDERN GANZ OFFENSICHTLICH UND FÜR JEDERMANN ERKENNBAR UNTER DEM DES XXII. PARTEITAGES DER KPDSU.

Karl Heinz Freitag

Unser Transpolarflug

(Fortsetzung von Seite 18)

geht zu Ende. Der Horizont im Osten färbt sich rosig. Die Sterne erlöschen. Unten links erglänzen die Lichter einer Stadt. Wir lassen uns tiefer sinken. Nordamerika hat begonnen. 60 Stunden Flug. Beljakow wird mit Anrufen bestürmt. Alle in englischer Sprache. Sich in ihnen zurechtzufinden ist unmöglich. Er stellt seinen Apparat auf Seattle ein. Es erweist sich, daß wir Seattle bereits hinter uns haben. Jetzt muß bald der Leuchtturm von Portland kommen. Endlich ist er da. Auf seine Rufsignale hin fliegen wir sicher vorwärts.

Ich blicke auf die Karte. Der Columbiafluß. An seinem linken Ufer liegt eine Stadt. Das ist Portland. Wir fliegen bereits 62 Stunden. Es regnet. Im Verbrauchstank geht das Benzin zu Ende. Wir müssen den Flug abschließen, wir müssen landen. Wir fliegen über der Stadt Eugene. Was ist jetzt zu tun? Wir beschließen, nach Portland umzukehren. Das Flugzeug rast über zerfetzte Nebelstreifen, über Wälder, über Flüsse. Ich reiche Jegor die Karte. Aus ihr ist zu ersehen, daß der Militärflughafen etwas weiter gelegen ist, in der Nähe der Stadt Vancouver. Wir fliegen dorthin. Wir fliegen ganz tief. Bajdukow besichtigt das Landungsfeld. Ein enger Flugplatz. Hangars. Keine Zeichen.

Eine Wendung. Wir jagen hart über dem Erdboden dahin. „Gib Gas!" rufe ich Jegor zu. Fast wären wir auf einen aufgepflügten Teil des Feldes geraten. Die Räder berühren amerikanischen Boden. Als sei nichts vorgefallen, fährt Beljakow fort, im Flugzeug Ordnung zu schaffen. Ich rufe ihm zu: „Sascha! Wir sind gelandet!" Es läßt ihn kalt. Er liest Bindfaden und Papierfetzen vom Boden auf, faltet die Karten zusammen, ordnet seine Steuermanns-„Habseligkeiten". Was ist doch ein solches Vertrauen des Steuermanns Beljakow zu uns Piloten wert! Er hat keinen Augenblick an der glücklichen Landung gezweifelt. Ebensowenig habe ich ja daran gezweifelt, daß Sascha Beljakow stets den richtigen Kurs angeben wird.

Die Landung erfolgt am 20. Juni um 16 Uhr 30 Minuten nach Greenwicher Zeit oder 19 Uhr 30 Minuten nach Moskauer. Es regnete.

Militärs laufen auf uns zu. Ich verlasse als erster die Kabine. Mache einige unsichere Schritte. Rauche. Dann wende ich mich zu den amerikanischen Soldaten und rufe ihnen auf russisch zu: „Schleppt einen Hemmklotz her!"

Gekürzte Fassung aus „Unser Transpolarflug" SWA-Verlag Berlin 1946.



„Katjuschas"



„Katjuschas"

Die reaktive Artillerie, auch Salvengeschütze genannt, besitzt einen in aller Welt verständlichen Namen. „Katjuscha" tauften die sowjetischen Kanoniere ihre Werfer. Und überall, wo an den Frontabschnitten des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion die Fahrzeuge mit den charakteristischen Gleitschienen auftauchten, lösten sie in den eigenen Reihen Begeisterung und beim Feind Furcht und Schrecken aus.



Bereits in den ersten Wochen des faschistischen Überfalls auf das Sowjetland bestanden die „Katjuschas" ihre Feuertaufe. Am 15. Juli 1941 sandten sie ihre heulenden Salven in die feindlichen Reihen. Im Hagel der hochbrisanten Geschosse fand eine Truppenkonzentration der Faschisten bei der Ortschaft Orscha ihren Untergang.

Die konstruktiven Grundlagen für die Stammutter der heutigen modernen reaktiven Artillerie, die alte brave BM–13, entstanden bereits in den zwanziger Jahren. Leningrader Ingenieure schufen in mühevoller Kleinarbeit, nach harten Jahren des Experimentierens um neuartige Pulverladungen, Stabilisatoren und Zündeinrichtungen, die Voraussetzungen der reaktiven Artillerie.

1928, am 3. März, war den Konstrukteuren der erste Erfolg beschieden. Ein Raketengeschoß flog über eine Distanz von 1300 Metern. Zwei Jahre danach waren zwei einsatzfähige Geschoßmuster fertig. Ihr Kaliber war 82 mm und 132 mm. Ihre Reichweite 5000 bzw. 8000 Meter.

Die Erprobung beider Muster erfolgte von Flugzeugen aus, auf deren Trag-



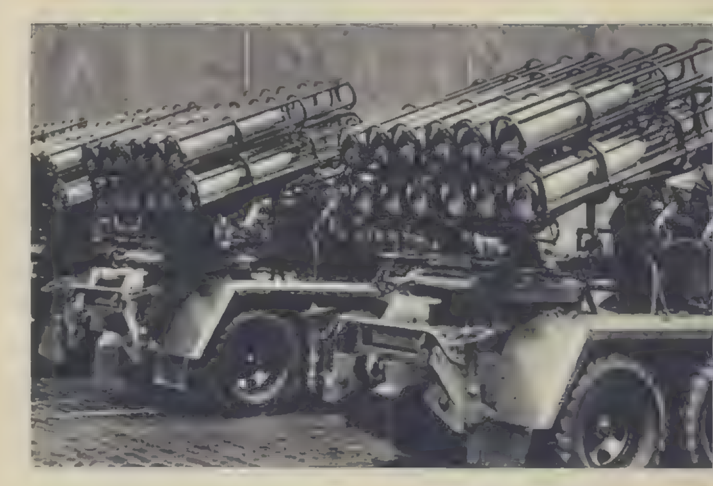
Zur Erprobung der Raketengeschosse wurde ein Doppeldecker eingesetzt.

Die BM–13, die gefürchtete Waffe der Schlachten des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion, dient noch heute zuverlässig den Werfereinheiten bei der Ausbildung.

Die Kinder der „Katjuscha" – von unterschiedlichem Aussehen und verschiedener Konstruktion, aber von bleibender nachhaltiger Wirkung.



flügeln die Abschußschienen montiert waren.
Später konzentrierte sich die Entwicklung auf Erdabschußbasen. Auf Grund der Rückstoßfreiheit der reaktiven Geschosse bot sich das Kfz. geradezu als bewegliche Basis an.
Es entstanden die uns bekannten Werfer BM—13, jene gefürchteten Salvengeschütze des zweiten Weltkrieges, die 16 Raketengeschosse in wenigen Sekunden abfeuerten. Nach dem Kriege blieb die Entwicklung der reaktiven Artillerie nicht stehen. Die BM—13 wurden vervollkommnet, neue Abarten entstanden, und dann paradierten alljährlich die neuen Modelle der „Katjuscha" über den Roten Platz in Moskau. Werfer mit kurzen Rohren auf Kettenfahrzeugen, Kraftfahrzeuge mit eigentümlich wirkenden Gittern auf der Pritsche — alles Söhne der „Katjuscha" von 1941.
Die Erkenntnisse und die Lehren des Einsatzes der Raketenwerfer des zweiten Weltkrieges in bezug auf die taktischen Eigenschaften — geringes Gewicht, hohe Beweglichkeit, rasche Transportmöglichkeit, starke Feuerkonzentration auf Flächen — waren für die Neukonstruktionen ausschlaggebend.
Heute besitzen fast alle sozialistischen Armeen Einheiten reaktiver Artillerie. In der CSSR baut man seit einiger Zeit einen Werfer eigener Konstruktion. Er hat 32 Rohre vom Kaliber 132 mm und ist auf den geländegängigen LKW „Praga V 3 S" montiert. Der Werfer hat eine Streuung von nur 2 Prozent der Reichweite. *Erhart*





Von vier Abschußgittern bis zu 32 Rohren geht die Feuerkraft der beweglichen Werfer. Ihre Geschosse werden einesteils mit Leitflossen und anderenteils durch Drall stabilisiert.

Unsere tschechoslowakischen Waffenbrüder sind stolz auf ihre 132-mm-Werfer mit 32 Rohren. Das Gerät ist um 360 Grad schwenkbar und von hoher Feuerkraft. Unser ganzseitiges Foto zeigt das Schießen eines solchen Werfers bei Nacht.



Das letzte Lied

Von Hauptmann M. Dyschew

Drei Monate währte der Krieg. Die Artillerieeinheit des Majors Peregudow zog sich kämpfend zurück. Vom eigentlichen Bestand der Leute war kaum mehr als ein Drittel übriggeblieben — schmutzig und abgerissen bis zum äußersten. Nur der Kommandeur, ein Mann aus der Wolgagegend, zeigte noch so etwas wie soldatische Haltung. Der Major hatte die Gewohnheit, sich täglich zu rasieren, nicht aufgegeben, er verlangte es ebenfalls von Wanjuscha, dem jungen Telefonisten der Stabskompanie.

„Wenn du auch nur drei Härchen am Kinn hast, aber auch die müssen getarnt werden", scherzte er, Wanja zugewandt.

Sie marschierten hauptsächlich nachts. Der Treibstoff der Zugmaschinen war fast zur Neige, es fehlte an Munition — auf jedes Geschütz kamen nur einige Geschosse. Man hatte nur vier Geschütze retten können.

Aber irgendwo rollten in endloser Reihe feindliche Fiats und Mercedes über die Fahrwege, Fords und flinke Opel, plumpe Panzer, niedrige Panzerspähwagen und wieder Fiats, Mercedes, Opel und Fords . . .

Die Einheit folgte irgendwie den Spuren der durchgebrochenen Hitlertruppen. Mehr als einmal waren sie auf den Feind gestoßen, hatten Leute und Technik eingebüßt. Nur der feste Glaube, daß sie doch noch den ihren begegnen und von neuem einen Platz an der Front einnehmen würden, war unumstößlich. Sie waren auch überzeugt davon, daß der Feind sich totrennen, daß ihm der Atem ausgehen und er rückwärts schneller rollen würde als beim Angriff, ohne Aufhalten, verfolgt von der mächtigen Kraft des in seinem Zorn gewaltigen Volkes.

. . . Die ganze Nacht waren sie an beiden Ufern des Flüßchens durch den Schmutz gestapft — hatten sich übergesetzt. Schimpften mit halber Stimme, zogen die Geschütze auf eine Anhöhe, schaufelten Schützengräben, bereiteten sich vor zum Kampf.

Gegen Morgen löste sich von den mit Sträuchern getarnten Kanonen die Gestalt eines Rotarmisten. Er schritt zur Wiese hinab, verschwand eine Minute lang im Schleier des Nebels, gelangte ans Ufer, zog die Schaftstiefel hoch und schritt gen Westen. Er folgte den Pfählen der Telegraphenleitung, deren Isolatoren hell schimmerten und sich dann im Dunkel verloren. Es war still, nur irgendwo in weiter Ferne rasselten Maschinen, war Klirren zu hören, fremdes, undeutliches Getöse — der Peregudow wohlbekannte Lärm des Krieges. Der Major blickte lange dem davonstapfenden Burschen nach, der schließlich verschwand. Aus irgendeinem Grunde kam Peregudow der Tag vor dem Krieg ins Gedächtnis, als die Einheit neueingestellte Soldaten erhielt. In der Menge der anderen hob sich ein sommersprossiger Bursche ab mit blauen Augen und dichten Brauen, die in weitem Bogen die hohe Stirn bedeckten. Bescheiden, schüchtern, antwortete er auf die erste Frage des Batteriesergeanten „Wie ist der Name?" mit feiner Stimme: „Wanjuscha". Von da ab nannten ihn alle bei diesem Kosenamen.

Peregudow atmete laut auf. Sonst konnte er seine Gefühle recht wohl zurückhalten, doch jetzt war er nicht imstande, die Sorge um das Schicksal des Soldaten, den er in das von Hitlerleuten besetzte Dorf geschickt hatte, zu unterdrücken. Diese Erregung übertrug sich auf alle, die an den Geschützen waren — aus den Unterständen und den Schützengräben, hinter Zweigen, die über die Kanonen geworfen waren, schauten die Zurückbleibenden dem jungen Telefonisten nach.

Der Kommandeur stieg in seine Schützenmulde, legte den Telefonhörer ans Ohr und blieb so, ohne den Hörer wieder hinzulegen, bis zum frühen Morgen sitzen. Sobald die Sonne aufgegangen war und die Reste des nächtlichen Dunkels verjagt hatte, knackte es im Hörer des Feldfernsprechers und

eine weitentfernte Stimme rief Peregudow an. Den Major überfiel ein Zittern, er pustete aus irgendeinem Grunde in die Muschel und schrie erregt, eilig und die Worte überschlagend:

„Veilchen ... Wanjuscha ... Teufelsjunge ... Mein Lieber ... Endlich. Nun mal alles ganz genau ... Wo und was? Ja, ja! Ich höre, Wanja", — er schwieg nun und begann fieberhaft zu notieren, was ihm vom anderen Ende der Leitung übermittelt wurde. Peregudow stellte sich sehr genau das kleine, vom Feind eroberte Dörfchen vor, sah die Hitlerleute, wie sie mit ihren schweren, plumpen Maschinen an die Hoftore der Bauern stießen, von Hütte zu Hütte liefen, die gemütlichsten Häuser suchten und Verbindungslinien legten ... Peregudow fluchte in aufsteigendem Haß auf die, die über seine Erde mit schmutzigen Soldatenstiefeln trampelten, die solche Jungens wie Wanja töteten und ihnen ihr Recht auf Leben, Arbeit und Liebe rauben wollten.

„Viel Autos?" fragte der Major heiser, mit zusammengepreßten Zähnen.

„Personenwagen wie Küchenschaben", klang es zurück. „Sie haben auch Panzer, die sind weit von mir, hinter dem Dorf."

„Du sagst, ein General ist in die Schule gekommen? Das paßt uns gerade gut, die Schufte machen wir alle nieder. Was? Ich höre nicht ... Ja, natürlich, gib du nur die Korrekturen ..." Und, ohne den Hörer loszulassen, kommandierte Peregudow in feierlichem Ton, wie einst bei Truppenbesichtigungen:

„In den Kampf!"

Wie ein Echo erklang über dem mit Sträuchern überwachsenen Bereich in vielfacher Wiederholung „A — a — ampf". Es war, als hätten unbekannte Kräfte die Sträucher, die die Kanonen verdeckten, hinweggefegt und die strahlenden, stählernen Mündungen bloßgelegt. Die gleiche Kraft zog Leute in zerfetzten, bis zu heller Sandfarbe verblichenen Uniformen an die Visierrohre. Die Geschützrohre schwenkten, in einem Laut knackten die Schlösser.

„Erster, Feuer!"

Über dem ungemähten Feld streifte die Feuersichel, die Erde erzitterte, als sie den festen, gleichsam von einem gigantischen Hammer geführten Schlag aufnahm. Dann der zweite ... der dritte ... In dem Maße, wie der Hörer in der Hand Peregudows zitterte, begriff der neben ihm sitzende Telefonist, daß ins Ziel getroffen wurde.

Und der Major schrie ins Telefon, seine Augen blitzten jungenhaft, sein Gesicht strahlte lächelnd, auf einmal war er jünger, frischer. Es war nicht zu glauben, daß er noch vor einer halben Stunde finster gewesen war und seine müden Augen unter den schwarzen zigeunerhaften Brauen verborgen hatte.

„Veilchen, großartig, na, das hast du fein gemacht.

Sie laufen, sagst du, wie die Ratten? So ist's richtig, reinen Tisch machen ... Feinen Abgesang haben wir dem Geschmeiß noch gebracht."

Es ist nicht ersichtlich, sprach er das zu sich selbst,



Illustrationen: Wolfgang Würfel

zu dem neben ihm kauernden Telefonisten oder dem unsichtbaren „Veilchen".

Es dröhnte die letzte Salve, und über das Feld breitete sich Ruhe aus. Nur ein Flugzeug, wie ein Raubvogel kreisend, stört durch seinen Lärm.

„Da trudelt das Gesindel, wird gleich anfangen zu krachen", stieß der Telefonist hervor, indem er ängstlich aufwärts blickte.

Peregudow antwortete nicht auf diese Worte. Sein Gesicht hatte sich wieder verfinstert, die Augen verschwanden unter den Augenbrauenbögen.

„Aus ..." Mit einem Seufzer griff der Offizier zum Rohr. „Höre Wanja, wie geht es dir dort? Sieh zu, daß du rauskommst. Unsere Geschosse sind alle. Was? Unmöglich? Dann sitze bis zur Nacht ... Warum geht das nicht? Ringsum sind Deutsche? Sie haben das Kabel gefunden? Wa-as? Wanja ... Wanja ..."

Die Geschütze wurden zerstört, die Zugmaschinen den Abhang zum Flüßchen herabgelassen, die Reste der Einheit des Majors Peregudow bewegten sich an den Sträuchern des Ufers entlang gen Osten. Die Front war dort, irgendwo, vorn.

*

... Das Gebäude war alt, halb zerfallen. Die Schindeln auf dem Dach waren verfault, Windstöße hatten sie an vielen Stellen abgerissen. Dem „Veilchen" oder ganz einfach dem jungen Rotarmisten Wanjuscha war vom Dach aus sehr wohl sichtbar, was ringsum geschah. *(Fortsetzung auf Seite 34)*

Irgendwann einmal war hier ein Schlachthof gewesen. Doch auch die Zeit hatte den süßlichen Fettgeruch nicht vertreiben können. Rings um das Gebäude wuchs dichtes Brennesselgestrüpp, es war zu spüren, daß hier lange niemand gewesen war. Unweit von diesem Ort lief die Telefonleitung entlang. An manchen Stellen waren die Pfähle umgefallen, aber die Leitung war erhalten geblieben. Diese hatte gestern Peregudow auf die Idee gebracht, diese Leitung für die Verbindung zu benutzen.

Ohne von seinen Beobachtungen abzulassen, erinnerte Wanja sich an die Minuten, als Peregudow sich von ihm verabschiedete. Unter derber Umarmung sagte der Major — und verbarg die ihn ergreifende Erregung unter einem Scherz: „Versuch' nicht, dort etwa Spatzen zu fangen. Wenn die Faschisten dich packen, — dann rechnen sie schnell mit dir ab. Na, geh jetzt. Versuche, die Leitung anzuzapfen. Wenn es nicht gelingt, dann komm' gleich zurück."

In diesen Minuten war in Peregudow etwas, das Wanjuscha an seinen Vater erinnerte, den er schon lange vor dem Krieg verloren hatte. Wanja entsann sich seines Vaters, der immer beschäftigt, sehr lebendig, voller Energie und Eifer war. Einmal hatte Wanja ihn gefragt: „Warum bleibst du denn immer so lange weg?" Der Vater zauste in Wanjas Haaren und sagte: „Ich baue eine Kolchose." Eines Tages, im Frühling, als der Vater aus dem Gebietszentrum kam, lauerte man ihm im Graben auf und schlug ihm mit einem Bolzen den Schädel ein. Er starb, ohne zur Besinnung gekommen zu sein, und Wanja war es nie gelungen, die Feinde seines Vaters zu ermitteln. Jetzt hatten diese Feinde reale Gestalt angenommen, sie waren fühlbar: er sah sie aus nächster Nähe, in graugrüne Uniformen gekleidet. Sie richteten das zugrunde, was sein Vater geschaffen, zerstörten das vom Sowjetvolk Errichtete.

Und nun hatten die Geschütze ihr letztes Lied „gesungen". Wanja sah vom Dach des Schlachthofes genau, wie die Deutschen zurückwichen, als sie von dem plötzlichen Feuerüberfall überrascht wurden. Die Wände der Schule, in denen der Stab hauste, waren in wenigen Sekunden weggefegt. Die Faschisten hasteten umher. Ein Personenauto, schwarz wie ein Käfer, raste aus dem Dorf. „Schade, vielleicht war da gerade der General." Wanja machte hier eine Korrektur, doch — zu spät: das letzte Geschoß platzte unweit, als brächte es einen Gruß von den Kameraden.

Vorsichtig blickte Wanja sich um, duckte sich: zwei feindliche Soldaten gestikulierten lebhaft an dem umgefallenen Pfahl, wo er die Leitung angezapft hatte. Einer von ihnen holte ein Messer hervor und durchschnitt das Kabel. Zu diesen beiden gesellten sich noch zwei, und alle zusammen wandten sich in einer Kette dem Schlachthof zu. Sie waren so nahe, daß Wanja ihren Gesichtsausdruck unterscheiden konnte. „Ich muß fliehen!" Doch er gab diesen Gedanken sofort auf: „Ich schaffe es nicht!" Sein Blick fiel auf das neben dem Feldtelefon liegende Gewehr. Er steckte es in eine Ritze zwischen die Schindeln und begann zu schießen. Kaum hatte er zwei Schüsse abgegeben, als über seinem Kopf Kugeln zu schwirren begannen.

„He, Russ', dawai, ergib dich", hörte er eine fremde Stimme.

Wanja erhob sich vorsichtig. „Ich werde euch was, ihr Aasgeier, mich ergeben" — er zielte und schoß auf einen dicken Soldaten, der in einer Kartoffelfurche stand Der Hitlersoldat brach gleichsam entzwei, er fiel mit dem Gesicht in die Furche, wobei er das vergilbte Kraut unter sich zerdrückte.

Wütend begannen sie, pausenlos aus Maschinenpistolen zu feuern. Doch jetzt wurden die Feinde vorsichtiger. Die Soldaten umzingelten das Gebäude in einem Halbkreis. Wanja knallte hastig und bedauerte tief, daß er es nicht schaffte, alle zu erschießen.

Die letzte Patrone. Wanja warf das Gewehr zur Seite, ergriff eine Eierhandgranate. Das war alles, was ihm geblieben war. Ohne Eile zog er den Ring heraus und wartete. „Ich bring mich selber

(Fortsetzung auf Seite 44)

Rekorde,

Rekorde,
heute aufgestellt,
sind morgen überboten.
Rekorde,
jagt die ganze Welt,
und man notiert die Quoten.
Rekorde
nimmt man heute hin —
Rekorde
mit und ohne Sinn.
Rekord
im Dauertanzturnier,
Rekord
im schnellsten Essen,
Rekord
im Dauerkußpläsier,
Rekord
im Busenmessen —
Rekorde,
die die Western-Welt
so ganz allein hat aufgestellt.
Jedoch in andern Sparten
läßt sie noch auf sich warten.
Rekord
im Wüstenwässern,
Rekord
im Klimabessern,
Rekord
im Erdumkreisen,
Rekord
im Mondbereisen —
Rekordebrechen dieser Art
gehn wir allein nur an den
Start,
gehn nur die Sozialisten.
Wenn wir dabei die
Konkurrenz
doch ernster nehmen
müßten ...

Helmut Maikath



„Hoch lebe die Bonner Demokratie!"



„Kein Vorankommen, nur blauer Dunst!"

Rekorde!

ZEICHNUNGEN: KLAUS ARNDT



„Durch gewaltige Kraftanstrengung werden wir einen Gagarin und Titow einfach vergessen machen!"



„So dünn ist die Decke!"





Alles für

Von Leutnant des Luftschutzes

14. September 1961.

Zwei Jagdbomber der Bundeswehr vom Typ „F—84“ überflogen an diesem Tage ohne Genehmigung der staatlichen Organe der DDR unser Territorium und landeten auf dem französischen Militärflugplatz in Berlin-Tegel (Westberlin). Das war mehr als eine der üblichen Luftprovokationen — das war ein unmittelbarer Anschlag auf den Frieden. Ein Anschlag, der die Gefährlichkeit des Bonner Kriegskurses erneut deutlich illustrierte und manchen Bürger unserer Republik auch die Notwendigkeit des Luftschutzes begreifen ließ — einer Organisation, die er bisher vielleicht in ihrer Bedeutung unterschätzte.

Zu seiner Beruhigung: Die Organe des Luftschutzes, die Stäbe, Dienste, Formationen und Luftschutzspezialeinheiten sind jederzeit bereit, sein Leben mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln zu schützen.

Die Genossen der Spezialeinheiten des Luftschutzes sind mit moderner Technik ausgerüstet und erhalten eine vielseitige, qualitativ hohe Ausbil-

▲ Um Menschen und Tiere vor gesundheitlichen Schäden zu bewahren, bedarf es nach Luftangriffen der chemischen und radiologischen Aufklärung.

Auch Wasserleitungs- und Kanalisationssysteme gehören zu den Lebensadern der Großstadt. Der Luftschutzpionier muß die kommunalen Netze kennen. ▼



das Leben

HARRY KRIEWITZ



▲
Wenn den Rettern der Weg versperrt ist, muß im äußersten Notfall gesprengt werden. Moderne Geräte stehen zur Verfügung.

dung, um allen Anforderungen gerecht zu werden. So verfügen die Spezialeinheiten über Pioniere, Feuerwerker, Aufklärer, Sanitäter und ein gut funktionierendes Nachrichtenwesen. Aufgabe der Spezialeinheiten ist es, zusammen mit den anderen Kräften des Luftschutzes, zum Beispiel den vielen freiwilligen Helfern, den Schutz der Bevölkerung vor Angriffen aus der Luft weitestgehend zu gewährleisten und auftretende Notstände zu beheben oder zu mildern.

Auch in Katastrophenfällen jeder Art werden die Genossen der Spezialeinheiten des Luftschutzes zur Beseitigung von Schäden eingesetzt.

Zusammen mit der fachlichen Ausbildung erhalten die Genossen eine militärische Grundausbildung, um den Schutz ihrer Einsätze notfalls selbst gewährleisten zu können. Ihr Dienst ist natürlich ebenso anstrengend und nicht weniger verantwortungsvoll wie der Dienst in anderen bewaffneten Organen des Ministeriums des Innern oder wie der Dienst in der Nationalen Volksarmee.



▲
Auf schnelle und wirksame Hilfe kommt es an. Deshalb üben die Genossen auch immer wieder das Auffinden und Bergen von Menschen aus Trümmern.

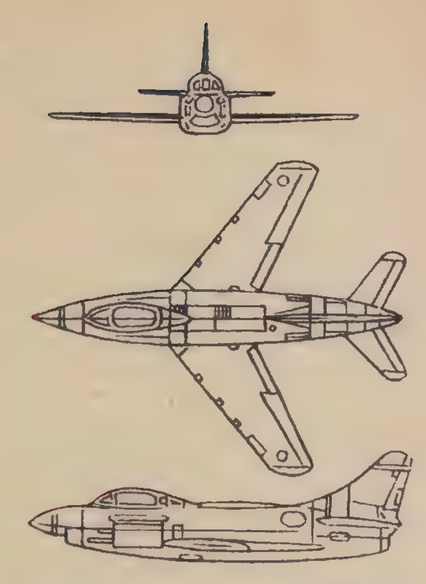
Spezialkraftfahrzeuge leisten im Bedarfsfalle gute Dienste bei der Entaktivierung von Straßen oder Geräten.
▼



Moderne Maschinen helfen Menschen zu retten, Schäden zu beseitigen und auf schnellstem Wege das normale Leben wiederherzustellen.
▼



MILITÄRTECHNISCHE *Umschau*



„Tschaika" schwebt

Die Bemühungen, Luftkissenfahrzeuge zu bauen, sind in der Sowjetunion erneut von Erfolg gekrönt worden. In Gorki wurde jetzt ein Fahrzeug mit Namen „Tschaika" fertiggestellt, das mühelos auf einem Luftkissen über die Erde, über Seen und Eisfelder schweben kann. Es ist 7 m lang und 3 m breit. An Bug und Heck befinden sich die Luftschächte, durch die mittels Generatoren die Luft unter das Fahrzeug gepreßt wird. Der „Tschaika" hat denselben Motor wie sein Kfz.-Namensvetter.

Höhen-Atemgerät

Wie die Zeitschrift „Urania" berichtet, wird im VEB Medizintechnik ein neues Höhen-Atemgerät entwickelt. Das Gerät hat eine maximale Atemzeit von zwei Stunden. Die reine Sauerstoffatmung soll erst bei etwa 8000 Metern Höhe einsetzen, so daß dadurch in geringeren Höhen eine längere Atemzeit gesichert ist.

„Erdkämpfer" Fiat G-91

Die ersten Maschinen vom Typ Fiat G–91, eines italienischen Jagdbombers, sind kürzlich der Bonner Luftwaffe übergeben worden. Es handelt sich hierbei um Lizenzbauten, die von den Rüstungsfirmen Dornier, Heinkel und Messerschmitt gefertigt werden. Die Fiat G–91 ist ein verhältnismäßig kleiner Erdkampfeinsitzer mit auswechselbaren 12,7-mm-, 20-mm- und 30-mm-Bordwaffen. Weiterhin kann das Flugzeug mit Raketen, Spreng- und Napalmbomben ausgerüstet sein. Sein kurzbeiniges Fahrwerk gestattet es ihm, auf Graspisten von nur 825 m zu starten.

Neben dem Grundmuster G–91 gibt es die Varianten G–91 T (Trainer), G–91 R (Aufklärer) und G–91 S (Sonder).

Die wichtigsten taktisch-technischen Daten sind:

Triebwerk: Bristol „Orpheus" 803
Max. Standschub: 2270 Kp (bei G–91 S 3090)
Spannweite: 8,61 m
Flügelfläche: 16,42 m²
Abfluggewicht: 4700 kg
Max. Abfluggewicht: 5200 kg
Zuladung: etwa 2200 kg
Max. Horizontalgeschwindigkeit: etwa 1075 km/h (G–91 S etwa 1100)
Startstrecke über 15 m Hindernis: 825 m

Kuriosa militaria

Makro- und Mikro-Rekorde

Wo wurden die absoluten Weltrekorde im Dauernd-Dauerlutscher-Lutschen, im Nonstop-Nasebohren und im Makkaroni-Wettessen aufgestellt?

Dumme Frage – natürlich in den USA!

Und wer besitzt die größten, stärksten, weitreichendsten und zielsichersten Raketen der Welt? Noch dümmere Frage!

Was macht ein cleverer Amerikaner, dem es absolut nicht gelingen will, die größten Raketen der Welt zu bauen? Er erfindet eben die kleinsten Raketen der Welt.

Und so beschreibt das amerikanische Nachrichtenmagazin Newsweek eine 2,5 Zentimeter lange „Mikro-Düsen-Rakete", die mit einer Geschwindigkeit von 1,2 Kilometern in der Sekunde aus einer Plastikröhre von der Stärke eines Strohhalmes abgefeuert wird. „Es ist die tödlichste Waffe, die ich je gesehen habe", läßt das Magazin dazu einen „Experten" erklären.

Der Mann hat sicher recht, denn er dürfte kaum jemals eine sowjetische interkontinentale ballistische Rakete mit 100-Megatonnen-Sprengkopf g e s e h e n haben.

Der kleine amerikanische Biertischmoritz jubelt jedoch beglückt der neuen Wunderwaffe zu, die nun ganz bestimmt das Abendland vor dem Kommunismus retten wird und große Ähnlichkeit mit der weiland österreichisch-ungarischen Handgranate hat:

Sie ist a furchtbare Waffen. Trifft's – so haut's alles zsamm, trifft's nicht – so ist die moralische Wirkung a ungehaire! B–t

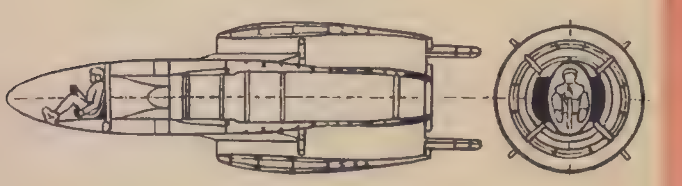
„Filterlose“ Schutzmaske



Eine Schutzmaske ohne extra anzuschraubenden Filter, die auch gegen biologische Kampfstoffe und radioaktive Teilchen schützen soll, ist in den USA eingeführt worden. Die Reinigung der verseuchten bzw. unreinen Luft erfolgt innerhalb des Maskenkorbes mittels chemischer Stoffe.

Transistoruhr

Mit einer Genauigkeit bis auf zweitausendstel Sekunden in 24 Stunden geht eine Transistoruhr, die im Institut für Radiotechnik und Elektronik der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften konstruiert wurde. Diese Uhr ist weitaus präziser als die genauesten Schiffschronometer und wird vor allem für astronomische und geophysikalische Messungen verwendet werden.



Coleopter in Erprobung

Coleopter oder sogenannte Ringflügelflugzeuge stehen seit einiger Zeit in der Sowjetunion in Erprobung. Der Typ soll nach sowjetischen Angaben bereits nach 40 Metern Senkrechtstart in den Horizontalflug übergehen können. Coleopter können auf kleinstem Raum – Straßenkreuzungen, Waldwiesen, Schiffen, flachen Hausdächern usw. – starten.

1,5 Millionen Bilder pro Sekunde

Im Institut für chemische Physik der Akademie der Wissenschaften der UdSSR wurde ein neuartiges fotografisches Aufnahmeverfahren entwickelt. Mit diesem Verfahren lassen sich physikalische und chemische Prozesse, wie sie bei Explosionsvorgängen entstehen, sichtbar machen. Je Sekunde können eineinhalb Millionen stereoskopischer Filmaufnahmen angefertigt werden, die ein räumliches Bild von Vorgängen vermitteln, die mit 8 km/s ablaufen. Ein spezielles stereoskopisches Vorführgerät läßt die Bilder 60 000mal langsamer als beim ursprünglichen zeitlichen Vorgang ablaufen.



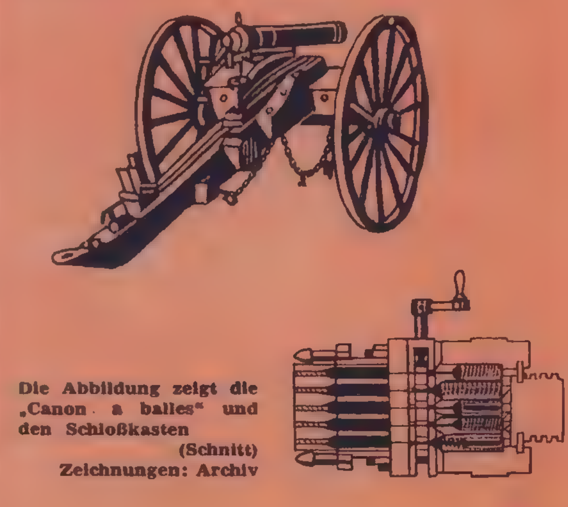
Maschinenwaffe „Canon a balles“

Den meisten unserer jungen Soldaten – und auch MG-Schützen – wird nicht geläufig sein, daß das Maschinengewehr eigentlich von der Kanone abstammt. Viele Konstruktionen gab es im Verlaufe der fast 800jährigen Geschichte der Artillerie, die darauf angelegt waren, die Feuergeschwindigkeit der Geschütze zu erhöhen. Von den Orgelgeschützen mit mehreren nebeneinanderliegenden Läufen über Kartätschgeschütze zur Mitrailleuse ging der Weg, bis dann das MG von dem Amerikaner H. Maxim erfunden wurde. Einer der Vorläufer des MG war die französische „Canon a balles“. Äußerlich eine Kanone, barg das Rohr in seinem Innern 25 stählerne Läufe vom Kaliber 13 mm. Das hintere Teil des Rohres war als offene Hülse gearbeitet und konnte mittels einer Kurbel bewegt werden. Im sogenannten Schloßkasten waren die 25 Schlösser untergebracht.

Beim Laden wurde der Mechanismus mit Hilfe einer Druckschraube vollständig nach hinten gezogen. Darauf setzte man den gefüllten Patronenhalter von oben ein. Mit der Kurbel wurde er gegen die Laufmundstücke gedrückt. Durch diesen Vorgang spannten sich gleichzeitig alle Schlagbolzen.

Abgefeuert wurde die Waffe mit einer Abzugskurbel. Je schneller diese gedreht wurde, um so rascher wurden die Patronen abgefeuert.

Die Feuergeschwindigkeit betrug 125 Schuß je Minute. Im Kriege 1870/71 setzte Frankreich die „Canon a balles“ gegen Preußen ein. Insgesamt gab es 150 solcher Geschütze.



Die Abbildung zeigt die „Canon a balles“ und den Schloßkasten (Schnitt)
Zeichnungen: Archiv

DIE FRAU IHRER *Träume*



„Ortsbiwak!"

Welch ein wonnevoller Schrei,
wenn ein Mädchen noch dabei.
Hans knüpft gleich die ersten Bande
zu der Schönen von dem Lande.
Auch Otto, Fritz und Theodor
schieben sich gleich weiter vor . . .

Und es paßt den Vieren nicht,
als erschollt der Ruf zur Pflicht.
Auch Ursel muß die Zeit noch nutzen
mit Melken, Füttern, Schrubben, Putzen.
Ein Gruß beim Auseinandergehn:
„Gute Nacht, dann träumt man schön!"

Und so kam es heuer
zu jener Nacht in dunkler Scheuer:
Jeder schnarcht auf seine Weise,
der eine laut, der andre leise,
bei allen aber ist dabei:
Das Mädchen und ihr Konterfei.



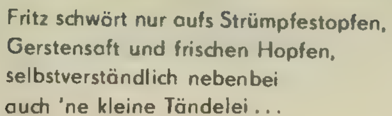
Otto hält's mit kulinarischen Genüssen
(als „Kompott" auch was vom Küssen!) –
vorher aber haut er tüchtig 'rein,
denn er will bei Kräften sein.

Und s
von de
von ei









Fritz schwört nur aufs Strümpfestopfen,
Gerstensaft und frischen Hopfen,
selbstverständlich nebenbei
auch 'ne kleine Tändelei . . .

Hans dafür geht wie ein Mann
gleich richtig an die Dinge 'ran –
was draus wird, verrat' ich nicht,
denn das schickt sich nämlich nicht!

träumen alle drei
Lust und Liebelei,
nem Herd mit Goldes Wert

und stillen Stunden, unbeschwert,
von Stroh und Heu und Heu und Stroh
und andern Sachen so und so . . .

• ORTSBIWAK • ORTSBIWAK • ORTSBIWAK • ORTSBIWAK • ORTSBIWA



Am nächsten Morgen – plautz – pardautz,
da wurde klar: Der Traum ist aus!
Ursel sprach: „Ach, bitte sehr,
könnten Sie (wie nett das wär'!) –
diesen Brief an meinen Klaus . . .? –
– er dient auch bei Euch zu Haus!"

Aus der Traum – Finis und Schluß,
weder Liebe, Heu noch Kuß.
Und wir müssen weiterwandern,
denn sie hat schon einen andern . . .

– zag –

Wenn man's kann, ist's nicht schwer

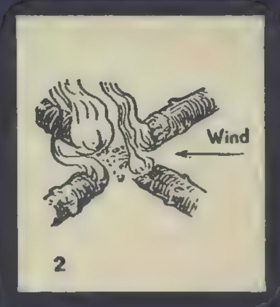
Jeder Soldat muß in der Lage sein, bei jedem Wetter und zu jeder Jahreszeit schnell ein Feuer zu machen. Dazu ein paar Hinweise und Kniffe.

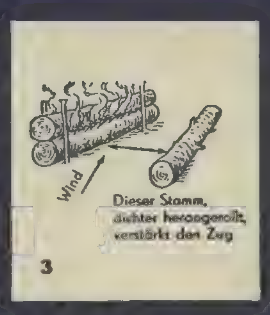
Trockenes Brennmaterial – selbst bei Regenwetter und Schnee – findest du im Walde jederzeit. Aber nicht auf dem Boden, sondern an den Bäumen. Vor allem die untersten Zweige von Fichten und Tannen sind selbst nach tagelangem Regen trocken und eignen sich als Brennmaterial. Zum Anmachen des Feuers nimm Birkenrinde.

Daß du beim Anlegen einer Feuerstelle achtsam sein mußt, dürfte wohl selbstverständlich sein. Hebe die Grasnarbe ab und schichte aus den Rasenplatten einen Wall – Rasen nach unten – um die Feuerstelle. Halte mindestens 5 Meter Abstand von Bäumen und Gestrüpp.

Nachts unterhält man ein Lagerfeuer mit starken Stämmen oder gerodeten Stubben. Nimm niemals Espe (Funkenflug!). Die Abbildungen 1, 2 und 3 zeigen Nachtfeuer.





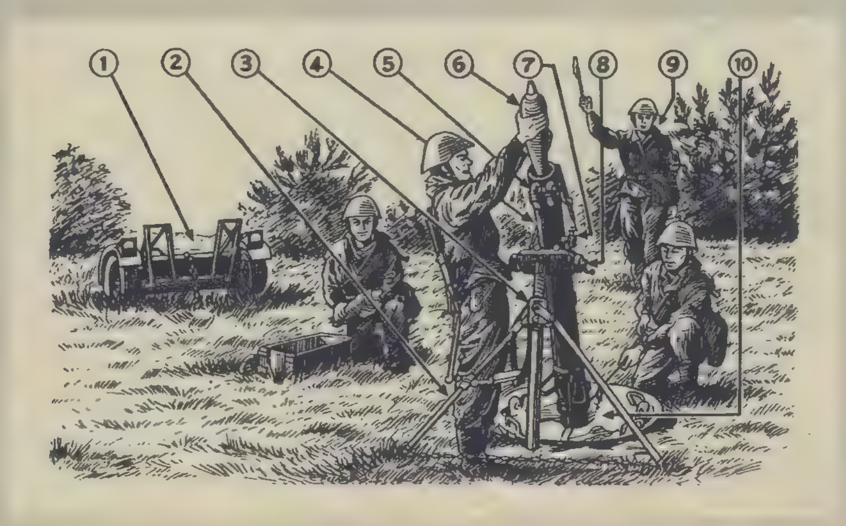




7

Diesmal sind wir zu Gast bei einer Granatwerfer-Einheit. Während die Bedienungen sich fleißig im Feuerdienst üben, wollen wir die Gelegenheit nutzen, zehn neue Vokabeln zu lernen.

	Russisch	Aussprache	Deutsch
1	лафета	*lafeta*	**Transportwagen**
2	сошка	*ßoschka*	**Zweibein**
3	подчемный механизм	*podtschemnij mechanism*	**Höhenrichttrieb**
4	миномёт	*minomjot.*	**Granatwerfer**
5	ствол	*ßtwol*	**Rohr**
6	мина	*mina*	**Wurfgranate**
7	панорамный прицел	*panoramnij pritzel*	**Optik**
8	поворотный механизм	*paworotnij mechanism*	**Seitenrichttrieb**
9	командир расчета	*kamandir rastscheta*	**Werferführer**
10	опорная плета	*apornaja pleta*	**Bodenplatte**



KLEINER RUSSISCH-LEHRGANG

Das letzte Lied

(Fortsetzung von Seite 34)

um, aber euch, ihr Hunde, befördere ich auch ins Jenseits!"

Die feindlichen Kugeln durchlöcherten auch weiterhin das Dach. Auf Wanja flogen Späne, Mulm und Staub. „Die töten mich vielleicht noch, ehe ich die Granate werfen kann." Er stieß die Hand durch den Spalt und warf die „Zitrone". Nach dem Platzen hörte er ein Winseln. „Aha, hat getroffen." Wanja sprang in den Hof, doch hier fuchtelte gleich vor ihm eine Granate an einem langen hölzernen Griff. Er prallte zurück, wollte sich hinlegen und schaffte es nicht: etwas Heißes, Schweres stürzte über ihn.

Zwei Soldaten führten ihn in den feindlichen Stab. Seine Militärbluse war zerrissen, sein Gesicht von Splittern zerhackt und blutüberströmt.

Sauber rasiert, mit gepflegtem Gesicht blickte der General von oben auf ihn herab, klopfte ihm auf die Schulter. Dann sagte er schnell etwas zu dem geschniegelten blonden Offizier. Der wandte sich um und sprach in einwandfreiem Russisch:

„Der General liebt tapfere Leute. Er sagt, du seiest ein mutiger Soldat und verdienst Belohnung. Kühne Leute kann das gewaltige Deutschland brauchen."

Wanja lächelte wie ein kleiner Junge, sein Gesicht nahm einen schlingelhaften Ausdruck an. „Sage deinem General, daß ich auf sein Lob pfeife."

Der Übersetzer lächelte ganz wenig, nur mit den Lippenrändern, und übermittelte wahrscheinlich etwas ganz anderes, denn der General nickte befriedigt mit dem Kopf. Der Offizier aber begann, Wanja von neuem zu überreden. „Wir geben dir viel Geld, und du brauchst dafür nur wenig zu leisten: erzähl uns lediglich, was das für ein Truppenteil ist, in dem du gedient hast und der uns ein wenig beunruhigte. Schweigen wäre falsch. Du hast doch sicher eine Mutter, und die wartet auf ihren Sohn. Du bist noch jung, du mußt noch leben."

Beklemmendes Weh zog Wanjas Herz zusammen. Natürlich, seine Mutter wartete auf ihn. Wanja kamen ihre verarbeiteten Hände voller Knoten in den Sinn, ihr Gesicht, ihre Stimme, voll Leid um sein Geschick. „Wanja, sei nur vorsichtig — du bist mein Einziger." All dies zog im Bruchteil einer Minute an ihm vorüber, während er auf den höflichen und seinem, Wanjas, Schicksal gegenüber gleichgültigen Hitleroffizier blickte.

„Nun?"

Wanja schwieg. Er dachte daran, daß es den Feinden nicht gelungen war, seine Kameraden zu fangen, daß sie lebten und jetzt schon irgendwo in weiter Ferne wären — auf dem Weg zu den Ihren. Einen Augenblick stellte er sich seine Waffenkameraden vor, von Hunger und Schlaflosigkeit gequält, verwildert und abgerissen, doch unbesiegt und unbezähmbar. Eine heiße Welle überströmte sein Gesicht, und ohne sich Rechenschaft über sein Tun zu geben, streifte er ruckartig die locker gewordene Handfessel ab, ballte die Faust und stieß sie dem General direkt unter die Nase.

Das geschah so unerwartet, daß die Hitlerleute verblüfft waren. Der Wachsoldat riß Wanja an der Hand und zog ihn zur Seite. Kräftig und satt, begannen die Hitlerleute den Burschen zu schlagen, sachgemäß, als sägten sie Holz. Wanja spuckte und wand sich aus den zähen Armen. „Pack, verfluchte Faschisten, wir werden euch Parasiten noch die Därme 'rauswinden. Wartet nur, ihr Gesindel, es kommt die Zeit", heiser stieß er die Worte zwischen den zerschlagenen, blutüberströmten Lippen hervor.

Endlich wurde er still. Man besprengte ihn mit Wasser, wartete, bis er zu sich kam und schleppte ihn wieder zum Übersetzer.

„Jetzt werden wir wohl zugänglicher, nicht wahr?" fragte der Offizier.

Wanja antwortete nicht. Er haßte seine Feinde von ganzem Herzen, haßte sie derart, daß er fürchtete, in einem Schrei zu ersticken, falls er den Mund nur öffnete. Von den schweren Stiefeln der Hitlerleute entstellt, physisch abgekämpft, war er doch stärker als sie. Und er spürte diese Kraft, er wußte, daß nichts ihn zum Sprechen bewegen konnte, zur Aussage von Kriegsgeheimnissen. Der Gedanke, daß es den Faschisten nicht gelang, ihn zur Unterwerfung zu zwingen, seinen Willen zu zerbrechen, erfreute Wanja. Das Gefühl innerer Überlegenheit der groben physischen Kraft des Feindes gegenüber war jetzt die einzige Waffe dieses Mannes in der zerfetzten, verblichenen Militärbluse. Und dieses Gefühl erfüllte Wanja mit Stolz.

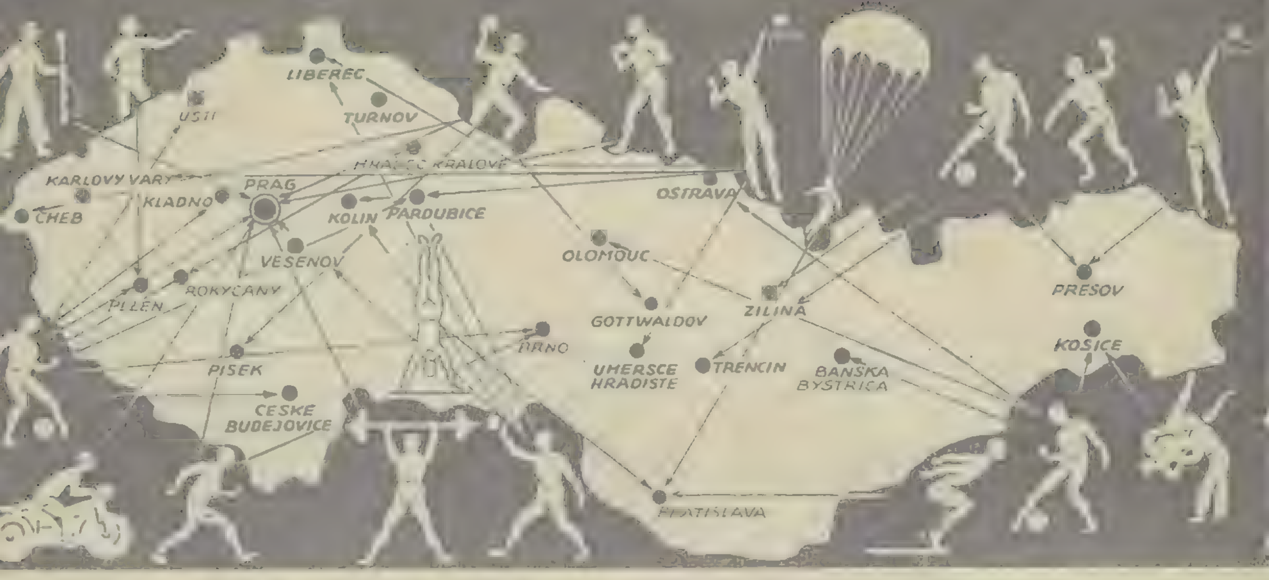
... Morgens, als der Osten rosig zu schimmern begann, wurde er erschossen. Wanja brachte die Kraft auf, bis zum Graben zu gehen, wo die Henker ihn zu erschießen beabsichtigten. Er blickte ein letztes Mal dorthin, wo der neue Tag in der Morgendämmerung aufstieg, atmete aus tiefer Brust — und so starb er, mit weitgeöffneten Augen.

Einen Tag später begrub man ihn hier an Ort und Stelle, hinter dem Dorf, am Straßenrand. Frauen weinten nach russischem Brauch über dem kleinen Hügel, der den Leib eines russischen Soldaten bedeckte, der seine Pflicht bis zum Ende getan hatte. Im ersten Frühling nach der Befreiung stellten sorgsame Hände ein Holzgitter um das Grab, pflanzten Fliedersträuche. Sie wuchsen in die Höhe und in die Breite, üppiges Grün bedeckte den kleinen Hügel. Jetzt kommen oft Pioniere hierher, legen Feldblumen an den Fuß des bescheidenen Obelisken. Und wenn Sie sie fragen, wer hier begraben sei, so erzählen sie Ihnen die oben wiedergegebene Geschichte von der Heldentat des jungen Soldaten, die Legende geworden ist.

Aus dem Russischen von Rahel Strassberg



Kubanischer Freiheitskämpfer



Wartezeit: 34 Jahre, 25 Tage und 4 Stunden

Zwei Daten stecken die Grenze ab für diese so ungewöhnlich lange Wartezeit, die zudem auch noch schwer und opferreich war wie kaum eine andere: Die zehnte Stunde des 12. August 1928 und die vierzehnte des 1. September 1962 ...

Durch die Staré mesto, die verwinkelte Prager Altstadt, eilt ein kleiner, untersetzter Mann. Mit kurzen, trippelnden Schritten strebt er einem zweigeschossigen Haus nahe der Teynkirche entgegen. Frantisek Kovar hat seinem Freund Karel Zizka, der wie er Vorstandsmitglied eines kleinen Prager Arbeitersportvereins ist, eine freudige Nachricht zu bringen: Soeben kam über den Moskauer Rundfunk die Meldung, daß die Rote Sport-Internationale beschlossen hat, ihre erste Sommerspartakiade im August des Jahres 1928 in der tschechoslowakischen Hauptstadt zu veranstalten, genauer gesagt vom 12. bis 22. August.

„Bei uns findet sie statt, Karel, bei uns!“ erklärt der blonde Frantisek immer und immer wieder. „Komm, das müssen wir den anderen sagen. Jetzt gleich, Karel! Und überlegen müssen wir uns, was wir tun wollen, um die Arbeiter ganz Prags dafür zu gewinnen. Denk nur, die sowjetischen Genossen werden zu uns kommen, die deutschen mit Werner Seelenbinder, die finnischen mit Iso-Hollo ...! Stell dir vor, Moskau hat berichtet, es werden über fünfhundert Ausländer kommen, fast alle olympischen Disziplinen werden ausgetragen ... — Komm, das müssen wir sofort den anderen sagen, heute abend noch!“

Ja, und sie sagten es den anderen — den Arbeitern in den Skoda-Werken, in der Schuhfabrik Bata, in ganz Prag, in Bratislava und Brno und Ostrava und Plzen. Und alle freuten sich, kamen zu den Übungsabenden, trainierten, sammelten Geld, verteilten Flugblätter, führten dem revolutionären Arbeitersport neue Freunde zu und taten alles, um ihren Genossen aus aller Welt gute Gastgeber zu sein — bis, ja, bis sie dann eines Tages jene Hiobsbotschaft traf: Die bürgerliche Regierung hat die Spartakiade verboten!

Mit aller Energie kämpfen die Kommunisten mit den Arbeitersportlern gegen das Verbot. Doch die Bourgeoisie erweist sich in der Tschechoslowakei des Jahres 1928 noch stärker als die Arbeiterklasse. So können Frantisek und Karel ihre ausländischen Genossen an jenem 12. August 1928 nicht in der goldenen Stadt empfangen; Schlag zehn Uhr desselben Tages versammeln sie sich anstatt dessen

in Moskau — 4035 Arbeitersportler aus vielen Ländern der Erde, unter ihnen der deutsche Ringer Werner Seelenbinder und der finnische Langstrekkenläufer Iso-Hollo ...

Doch die tschechoslowakischen Arbeiter stecken nicht auf. Im Sinne der revolutionären Arbeitersportbewegung kämpfen sie tapfer weiter, springen, laufen, boxen, schwimmen und turnen, damit sie sich — wie es in den Satzungen der Roten Sport-Internationale heißt — „am Klassenkampf des Proletariats als abgehärtete, physisch starke, verteidigungsfähige, tapfere und entschlossene Kämpfer beteiligen können". 1921 begründeten sie die Tradition der Arbeiterspartakiaden auf der Welt, die sie heute, in der sozialistischen Tschechoslowakei, in weitaus größerer, schönerer und höherer Form alle fünf Jahre am berühmten Prager Strahov fortsetzen. Ihr Wunsch nach einer internationalen Spartakiade jedoch blieb seit dem schändlichen Verbot des Jahres 1928 bis heute unerfüllt.

Dafür ist es nun in diesem Jahr soweit. Wenn am 1. September um 14 Uhr im Strahov-Stadion die Fahne der II. Sommerspartakiade der befreundeten Armeen unter den Klängen der tschechoslowakischen Nationalhymne emporsteigen wird, ist eine Wartezeit von genau vierunddreißig Jahren, fünfundzwanzig Tagen und vier Stunden vergangen.

„Für die weitere Festigung der Waffenbrüderschaft der Armeen des sozialistischen Lagers!" steht als bestimmendes Motto über diesem Treffen, an dem sich wie schon 1958 in unserer Republik etwa eintausendfünfhundert Militärsportler aller sozialistischen Staaten beteiligen werden. Neben der tschechoslowakischen Metropole, in deren Mauern sich die Glanz- und Höhepunkte der Spartakiade vollziehen, finden die Wettkämpfe noch in vierundzwanzig weiteren Städten der CSSR statt (die näheren Details sind aus unserer Karte ersichtlich). Das Programm dieser neun Tage umfaßt vierzehn Sportarten: Militärischer Dreikampf, Handball (Kleinfeld), Judo, Fußball, Leichtathletik, Motorsport, Basketball, Fallschirmspringen, Boxen, Volleyball, Turnen, Schwimmen, Sportschießen und Gewichtheben; ein Füllhorn des Sports gewissermaßen, das jedem etwas bietet und vor allem jene Disziplinen betont, die für die militärische Körperertüchtigung und die Gefechtsausbildung der Soldaten besonders wichtig sind.

Als Pflichtdisziplin für alle teilnehmenden Nationen rangiert wiederum der Militärische Dreikampf ganz vorn. 25 Sportler, die jedoch nicht gesondert nominiert werden dürfen, bilden eine Mannschaft; in die Wertung gelangen jeweils 20 Genossen. In dieser Disziplin hat die Nationale Volksarmee unserer Republik die Goldmedaille der Mannschaftswertung zu verteidigen, eine Aufgabe allerdings, die unseren Repräsentanten nach dem schmählichen Debakel bei den letzten SKDA-Meisterschaften in Moskau recht schwer fallen dürfte — wenn sich nicht in allernächster Zeit bei unseren Armeesportklubs etwas ändert! Das militärsportliche Dreigespann der Spartakiade besteht aus der 600-m-Hindernisstrecke (200 m flach, 200 m Sturmbahn, 200 m flach), aus dem Handgranatenweitwurf in einem auf zehn Meter begrenzten Wurfsektor und dem MPi-Schießen mit ausgelosten Waffen (3×10 Schuß liegend, kniend und stehend freihändig mit Zeitbegrenzung und in Feuerstößen auf 200 m Entfernung).

Und das sind die anderen „Knüller" auf militärsportlichem Gebiet: 10×50 m Kleiderschwimmen, Schießen mit der Dienstpistole sowie das Mannschafts-Fallschirmspringen in voller Gefechtsausrüstung (je Mannschaft ein lMG und 4 MPi sowie je Genosse 2 Handgranaten, Seitengewehr, Schutzmaske, Feldspaten und 10 kg Gepäck) aus 600 m Höhe in einen Zielkreis von 100 m Durchmesser mit anschließendem 20-km-Marsch und einem Gefechtsschießen.

Den Anhängern von „König" Fußball sei verraten, daß der ASK Vorwärts Berlin seine ersten Spiele



in Ostrava austrägt — am 2. September gegen Tä Kong Hanoi und zwei Tage danach gegen die chinesische Armeeauswahl. Die interessantesten Auseinandersetzungen dürfte es jedoch in der Gruppe D — Sowjetunion, CSSR und Rumänien — geben, die ihre Spiele in Pardubice und Hradec Kralove absolviert.

Genug der Prognosen en detail; einerlei wie dieses oder jenes Spiel, diese oder jene Begegnung auch ausgehen wird, siegen wird in jedem Fall die Freundschaft und gewinnen wird die Waffenbrüderschaft der sozialistischen Armeen zwischen Peking und Berlin. Und das um so mehr, wenn wir daran denken, wer im September 1962 unser Gastgeber sein wird: Prag, die wundervolle goldene Stadt, in welcher die Arbeiterspartakiaden ihren Ursprung haben, die CSSR, in deren Grenzen der Sozialismus bereits gesiegt hat und die mit Oberstleutnant Emil Zatopek den wohl berühmtesten Armeesportler unserer Tage hervorgebracht hat — und deren Menschen nach einer Wartezeit von vierunddreißig Jahren, fünfundzwanzig Tagen und vier Stunden gewiß alles daransetzen werden, ihre erste internationale Spartakiade zu einem Triumph ohnesgleichen zu gestalten ...

FREG

Jagd auf RAKETEN

Von Heinz Mielke

Man ist es nun schon langsam gewöhnt, daß im Grunde genommen sensationelle technische oder wissenschaftliche Fortschritte seitens der Sowjetunion durchaus nicht mit einem „Show"-Theater der Welt dargeboten werden. In sachlicher knapper Kürze werden selbst die erregendsten Ereignisse gemeldet. Zu den jüngsten Beispielen in dieser Richtung zählt eine relativ unscheinbare Bemerkung, die in der Diskussionsrede Marschall Malinowskis auf dem XXII. Parteitag der KPdSU enthalten war, und die dennoch größtes Interesse bei den Militärexperten aller Länder wachrief. Marschall Malinowski teilte bekanntlich mit, daß es den sowjetischen Raketenspezialisten gelungen sei, das Problem der Vernichtung von Raketen im Fluge erfolgreich zu lösen. Die Tragweite dieser Randbemerkung ist nun wirklich viel größer, als es auf den ersten Blick scheinen mag.

Bekanntlich bilden Raketenwaffen einen der tragenden Pfeiler der modernsten waffentechnischen Konzeptionen, sei es als reine Abwehrmittel (Flab-Raketen gegen angreifende Flugzeuge) oder als Waffen und Waffensysteme für taktische und strategische Zwecke. Die in jahrzehntelanger Entwicklungsarbeit erreichten Fortschritte beim Bau sehr großer Antriebssysteme und präziser Steuerungseinrichtungen haben als letzten Höhepunkt dieser technischen Möglichkeiten den Typ der militärischen ballistischen Fernrakete mit interkontinentaler Reichweite ergeben. Die besonderen Eigenarten des Flugprinzips dieser „Interkontinentalen" sowie ihre Fähigkeit, nukleare Sprengkörper zu tragen, machten sie bislang zum „letzten Schrei" der Waffentechnik, denn es schien fast unlösbar, dagegen eine Abwehrmöglichkeit zu finden. Aber auf die Dauer bleibt keine Waffe ohne wirksame Gegenmittel, und die Bemerkung Marschall Malinowskis muß offenbar in dieser Richtung gedeutet werden.

Was ist nun aber das Besondere an den „Interkontinentalen" und den „Anti-Raketen"? Ausgehend vom Prinzip der chemischen Energieerzeugung bei den gegenwärtig im Einsatz befindlichen Raketentriebwerkstypen, ergibt sich für die Fernraketen eine relativ kurze „Antriebsstrecke" von einigen hundert Kilometern, während der Hauptteil des Flugweges in antriebslosem (ballistischem) Flug zurückgelegt wird (Freiflugbahn). Diese Freiflugbahn reicht dann also über 8000 bis 10 000 km und mehr Oberflächenentfernung und bildet praktisch den außerhalb des Erdkörpers liegenden Teil einer Ellipse, deren Brennpunkt im Erdmittelpunkt liegt. Die Gipfelhöhe einer solchen Bahn liegt ab ungefähr 8000 km Reichweite schon in etwa 1000 km Höhe, also praktisch im fast leeren kosmischen Raum. Die Flugzeit beträgt nur etwa 30 Minuten (bei 8000 km), weil die Fluggeschwindigkeit mit 6 bis 7 km/s schon fast „kosmische" Maßstäbe erreicht. Wenn man sich nun noch vorstellt, daß der eigentliche „Gefechtskopf" der „Interkontinentalen", der kaum ein bis zwei Meter im Durchmesser zu übersteigen braucht, nach dem Erreichen der Freiflugbahn vom Antriebsteil getrennt wird und dieser Rest dann aus „Tarnungsgründen" noch in viele kleine Trümmer zersprengt werden kann, dann läßt sich ermessen, welche Schwierigkeiten es bereitet, die mit rasender Geschwindigkeit anfliegende nukleare Kampfladung abzuwehren.

Wenn man überhaupt Abwehrmöglichkeiten diskutieren will, muß man natürlich zunächst davon ausgehen, daß die Vernichtung der Sprengladung aus Sicherheitsgründen möglichst hoch und weit entfernt vom eigenen Territorium erfolgen muß. Das heißt also etwa im ersten Drittel des absteigenden Astes der Freiflugbahn oder besser noch früher. Bei einer 8000-km-Bahn bedeutet dies, daß der anfliegende Kampfladungsträger etwa 15 bis 20 Minuten nach seinem Start von der „Anti-Rakete" erreicht werden muß. Damit drängen sich alle technischen Maßnahmen für das Abwehrverfahren auch auf diesen enorm kurzen Zeitraum zusammen. Eine Schlüsselstellung nehmen nun in diesem Abwehrkomplex modernste radartechni-

(Fortsetzung auf Seite 51)

Das Schema zeigt eine weitere Möglichkeit der Abwehr von interkontinentalen Raketen. Mehrere „Anti-Raketen" können auf der Flugbahn der angreifenden Rakete eine Wolke von Metallteilchen schaffen, die durch die hohe Bewegungsgeschwindigkeit den Gefechtskopf deformieren, seine Wärmeisolation abschleifen. So kann der Gefechtskopf beim Eintauchen in dichtere Luftschichten verglühen. Zeichnung: Gneckow



Schützenpanzer (kurz) Westdeutschland

Taktisch-technische Daten

Gefechtsgewicht:	8,2 t
Länge:	4475 mm
Breite:	2080 mm
Höhe (mit Turm):	2020 mm
Bodenfreiheit:	350 mm
Kletterfähigkeit:	600 mm
Uberschreitfähigkeit	1500 mm
Steigfähigkeit:	60 %
Watfähigkeit:	700 mm
Höchstgeschwindigkeit:	58 km/h
Fahrbereich (Straße):	400 km
Besatzung:	5 Mann



Der Schützenpanzer (kurz) ist das Standardfahrzeug der Panzeraufklärungseinheiten der Bonner Armee. Er ist ein gepanzertes Vollkettenfahrzeug mit einer 2-cm-Kanone im Turm. Seine Panzerung schützt vor Infanteriegeschossen und Granatsplittern. Der SP (kurz) hat einen wassergekühlten 6-Zylinder-4-Takt-Otto-Motor (Reihe) von 164 PS. Das Fahrzeug hat je Seite ein Triebrad, 5 Laufräder, 4 doppelwirkende Stoßdämpfer, 1 Leitrad und 3 Stützrollen.

Bist du im Bilde?

Dem Wunsche zahlreicher Leser entsprechend, beginnen wir in diesem Heft mit der Veröffentlichung von Typenblättern. Wir verbinden damit unser beliebtes Bilderrätsel „Bist du im Bilde?" und die NATO-Steckbrief-Reihe.

Im Typenblatt stellen wir jeweils ein Fahrzeug, eine Waffe, Flugzeug, Schiff, Rakete usw. vor. Wenn du es aufmerksam ansiehst, dann wirst du auch in den folgenden Bildausschnitten das oben gezeigte Fahrzeug usw. wiedererkennen. Wenn du glaubst, auf dem rechten Weg bzw. im Bilde zu sein, dann schreibe uns wie immer eine Postkarte. Darauf muß vermerkt sein, welcher Bildausschnitt – 1, 2, 3, 4, 5 oder 6 – das im NATO-Typenblatt abgebildete Gerät zeigt.

Es winken wie stets drei Geldpreise, und zwar in Höhe von 50,–, 20,– und 10,– DM ... Ja, du hast richtig gelesen! 50,–, 20,– und 10,– DM, deren Gewinner durch das Los ermittelt werden. Bestimmt macht dir die neue Art unseres Rätsels Spaß.

Schreibe die Lösung auf und schicke sie bis zum 25. 1. 1962 an die Redaktion

„Armee-Rundschau"
Berlin-Treptow
Postschließfach 7986
Kennwort: „Bist du im Bilde?"

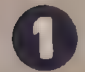
Auflösung aus „AR" 11/61

139 Einsender waren im Bilde und erkannten die Züge im Rohr einer 122-mm-Haubitze unserer Nationalen Volksarmee. Die Gewinner der 11. Frage 1961 sind:

20,– DM für Dieter Luck aus Oranienburg,

10,– DM für Klaus Taube aus Penig/Sa.,

5,– DM für H.-Joachim Hoppe aus Koselitz bei Riesa.



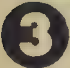


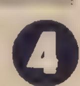
2

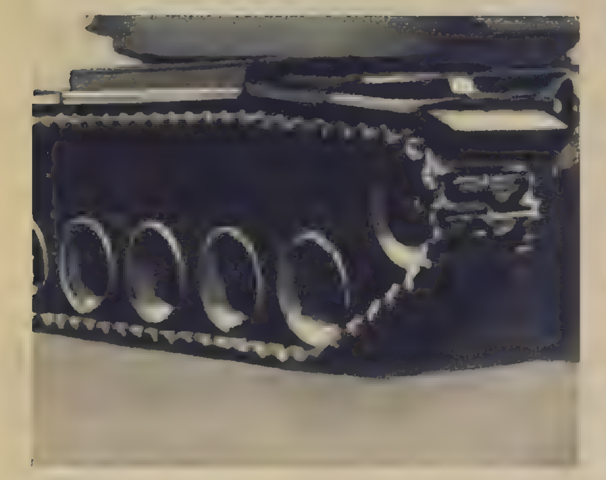


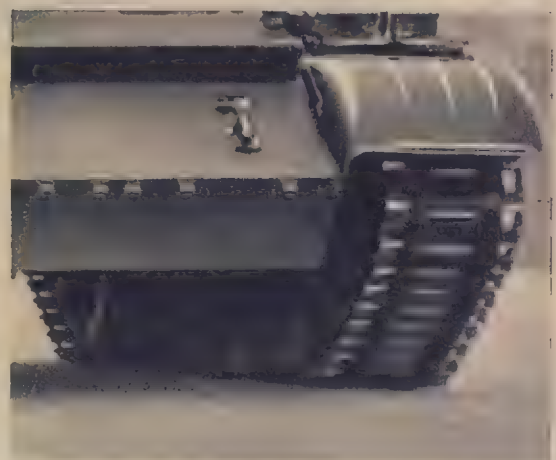












6

LKW Robur LO 1800 A
DDR



Taktisch-technische Daten

Masse (leer):	3200 kg
Länge:	5350 mm
Breite:	2365 mm
Höhe (mit Plane)	2730 mm
Bodenfreiheit:	265 mm
Bauchfreiheit:	535 mm
Max. Geschwindigkeit	80 km/h
Min. Geschwindigkeit	3 km/h
Watvermögen:	950 mm

Der Robur LO 1800 A ist ein geländegängiger, allradgetriebener LKW aus der Fahrzeugproduktion der DDR. Das Fahrzeug hat einen luftgekühlten Viertakt-Otto-Motor mit vier Zylindern, stehend in Reihe angeordnet. Seine Leistung beträgt 70 PS. Im Gelände kann der Robur LO 1800 A eine Nutzlast von 1800 kg, auf festen Straßen 2500 kg tragen.

Jagd auf Raketen

(Fortsetzung von Seite 48)

sche Anlagen besonders großer Reichweite (4000 km und mehr) und höchster Auflösungskraft (extreme Bündelung und Verstärkung) ein. Mit ihrer Hilfe muß die „Interkontinentale" schon ganz kurz nach dem Start erfaßt werden können.

Die Ortungssignale verschiedener Radarstationen werden dann praktisch trägheitslos an ein vollautomatisches Rechenzentrum weitergeleitet, in dem die Bahn des anfliegenden Körpers mit höchster Präzision bestimmt wird. Die elektronischen Hilfsmittel des Rechenzentrums müssen diese Arbeit in Sekundenschnelle leisten. Mit den von ihnen ermittelten Werten wird ebenfalls verzögerungsfrei eine automatische Steuerungsanlage beschickt, die ihrerseits alle Vorbereitungen für den präzisen Start der Abwehrraketen trifft. Deren Start muß zeitlich mit äußerster Genauigkeit erfolgen, da man bei ihnen nur auf einer relativ kurzen Anfangsstrecke Lenkkorrekturen anbringen kann. Sie noch in Zielnähe wie eine „normale" Flab-Rakete mit Funkmeß zu lenken, ist auf Grund der enormen Geschwindigkeiten unmöglich. Es kommt vielmehr darauf an, sozusagen in „direktem Schuß", mit gestreckter Flugbahn, die Flugbahn der „Interkontinentalen" mit solcher Präzision zu kreuzen, daß das Ziel möglichst direkt getroffen wird. Annäherungszünder in der Abwehrrakete könnten eventuelle Zielabweichungen ebenso „ausbügeln" helfen wie der Einsatz mehrerer Abwehrraketen. Entscheidend bleibt aber die Vollkommenheit der rechentechnischen Einrichtungen sowie des ganzen vollautomatischen Abwehrsystems. In dieser Hinsicht haben ja auch schon die sowjetischen Raumfahrtexperimente bewiesen, daß man in der Sowjetunion alle Voraussetzungen dafür seit einiger Zeit in der Hand hält.

Wenn man sich nun diese in groben Zügen dargestellten Prinzipien der „Jagd auf Raketen" vor Augen hält, wird auch sofort klar, daß als „Anti-Raketen" auf keinen Fall Flüssigkeitsraketen aussichtsreich erscheinen. Ihr komplizierter Aufbau sowie der zumeist recht große wartungsmäßige Aufwand und ihre unzureichende Beschleunigungsfähigkeit bringt sie den Feststoffraketen gegenüber stark in Nachteil. Besonders deren ausgezeichnete Lagerfähigkeit, ihre einfachste Handhabung bis zum Start macht sie hervorragend für ein vollautomatisches Abwehrsystem brauchbar. Bei mehrstufigem Aufbau läßt sich aber auch ihre enorme Beschleunigungsfähigkeit für eine möglichst große Flugzeitverkürzung bis zum Zielpunkt ausgezeichnet verwerten. Darauf kommt es aber ganz entscheidend an, wenn man eine anfliegende Kampfladung noch möglichst weit vom eigenen Territorium entfernt vernichten will.

Aus den hier genannten Verfahren lassen sich natürlich ähnliche Methoden der Abwehr von Raketen geringerer Reichweite und anderer Einsatzzwecke durchaus ableiten.

Das FOTO für Sie



1



2



3

Bedingungen siehe Heft 12/61

Das FOTO für Sie	Bild	Bild	Bild
1/62	1	2	3





Schokoladen-Hohlfiguren

Pralinen

Überzugmassen

in bester Qualität
zu jeder Jahreszeit!

VEB (Z) SÜSSWARENFABRIK
BERGLAND
NIEDERODERWITZ N/L.



O. KOMPA KG · APOLDA

Schlaeger Waffeln

Spezialität: Rowa

Roggen-
Vollkorn-
Gebäck



Berlin NO 18

Leninallee 185 Ruf 53 27 10

Anekdoten aus dem letzten preußischen Krieg (1813)

HEINRICH VON KLEIST

Anekdote aus dem letzten Krieg

Den ungeheuersten Witz, der vielleicht, solange die Erde steht, über Menschenlippen gekommen ist, hat, im Lauf des letztverflossenen Krieges, ein Tambour gemacht; ein Tambour meines Wissens von dem damaligen Regiment von Puttkamer; ein Mensch, zu dem, wie man gleich hören wird, weder die griechische noch römische Geschichte ein Gegenstück liefert. Dieser hatte, nach Zersprengung der preußischen Armee bei Jena, ein Gewehr aufgetrieben, mit welchem er, auf seine eigne Hand, den Krieg fortsetzte; dergestalt, daß, da er, auf der Landstraße, alles, was ihm an Franzosen in den Schuß kam, niederstreckte und ausplünderte, er von einem Haufen französischer Gendarmen, die ihn aufspürten, ergriffen, nach der Stadt geschleppt, und, wie es ihm zukam, verurteilt ward, erschossen zu werden. Als er den Platz, wo die Exekution vor sich gehen sollte, betreten hatte, und wohl sah, daß alles, was er zu seiner Rechtfertigung vorbrachte, vergebens war, bat er sich von dem Obristen, der das Detachement kommandierte, eine Gnade aus; und da der Oberst, inzwischen die Offiziere, die ihn umringten, in gespannter Erwartung zusammentraten, ihn fragte: was er wolle? zog er sich die Hosen ab, und sprach: sie möchten ihn in den ... schießen, damit das F(ell) kein L(och) bekäme. — Wobei man noch die Shakespearesche Eigenschaft bemerken muß, daß der Tambour, mit seinem Witz, aus seiner Sphäre als Trommelschläger nicht herausging.

Franzosen-Billigkeit

Ein französischer Artilleriekapitän, der, beim Beginn einer Schlacht, eine Batterie, bestimmt, das feindliche Geschütz in Respekt zu halten oder zugrund zu richten, placieren will, stellt sich zuvörderst in der Mitte des ausgewählten Platzes, es sei nun ein Kirchhof, ein sanfter Hügel oder die Spitze eines Gehölzes, auf: er drückt sich, während er den Degen zieht, den Hut in die Augen, und inzwischen die Karren, im Regen der feindlichen Kanonenkugeln, von allen Seiten rasselnd, um ihr Werk zu beginnen, abprotzen, faßt er, mit der geballten Linken, die Führer der verschiedenen Geschütze (die Feuerwerker) bei der Brust, und mit der Spitze des Degens auf einen Punkt des Erdbodens hinzeigend, spricht er: „Hier stirbst du!" wobei er ihn ansieht — und zu einem anderen: „Hier du!" — und zu einem dritten und vierten und allen folgenden: „Hier du! Hier du! Hier du!" — und zu dem letzten „Hier du!" — — Diese Instruktion an die Artilleristen, bestimmt und unverklausuliert, an dem Ort, wo die Batterie aufgefahren wird, zu sterben, soll, wie man sagt, in der Schlacht, wenn sie gut ausgeführt wird, die außerordentlichste Wirkung tun.

Der verlegene Magistrat

Ein H ... r Stadtsoldat hatte vor nicht gar langer Zeit, ohne Erlaubnis seines Offiziers, die Stadtwache verlassen. Nach einem uralten Gesetz steht auf ein Verbrechen dieser Art, das sonst, der Streifereien des Adels wegen, von großer Wichtigkeit war, eigentlich der Tod. Gleichwohl, ohne das Gesetz, mit bestimmten Worten, aufzuheben, ist davon seit vielen hundert Jahren kein Gebrauch mehr gemacht worden: dergestalt, daß, statt auf die Todesstrafe zu erkennen, derjenige, der sich dessen schuldig macht, nach einem feststehenden Gebrauch, zu einer bloßen Geldstrafe, die er an die Stadtkasse zu erlegen hat, verurteilt wird. Der besagte Kerl aber, der keine Lust haben mochte, das Geld zu entrichten, erklärte, zur großen Bestür-

(Fortsetzung auf Seite 54)



MILITÄRSEELSORGE

Sketch von Manfred Walther



Vier Bundeswehrsöldner sind in Linie seitlich eines offenen Beichtstuhles angetreten. Ein Militärseelsorger naht. Söldner nehmen Haltung an. Geistlicher nimmt im Beichtstuhl Platz.

1. Söldner tritt heran und kniet nieder. „Bitte Hochwürden um Vergebung meiner Sünden, die ich tief bereue und meine Seele beschweren."

Hochwürden: „Was hast du auf dem Herzen, mein Sohn?"

Söldner: „Die Fleischeslust kam über mich. Ich habe jüngst eine Minderjährige vergewaltigt und bin entflohen."

Hochwürden (mit pastoraler Stimme und Liedfärbung): „Das Kind wird in der Obhut der Kirche aufwachsen und alles wird wieder gut. Gehe hin, mein Sohn, alle deine Sünden sind dir vergeben!"

Söldner verläßt erhobenen Hauptes den Platz.

2. Söldner tritt heran und kniet nieder: „Bitte Hochwürden um Vergebung meiner Sünden, die ich tief bereue und meine Seele beschweren."

Hochwürden: „Was hast du auf dem Herzen, mein Sohn?"

Söldner: „Ich habe die Hand erhoben wider meinen Nächsten. Habe dem Wirt vom „Goldenen Anker" ein Auge ausgeschlagen, weil er sagte, ich sei betrunken."

Hochwürden: „Der Wirt wird wieder genesen und alles wird wieder gut. Gehe hin, mein Sohn, alle deine Sunden sind dir vergeben."

Söldner verläßt erhobenen Hauptes den Platz.

3. Söldner tritt heran und kniet nieder. „Bitte Hochwürden um Vergebung meiner Sünden, die ich tief bereue und die meine Seele beschweren."

Hochwürden: „Was hast du auf dem Herzen, mein Sohn?"

Söldner: „Ich habe falsch Zeugnis geredet wider meinen Nächsten. Habe einen Kameraden bestohlen und einen anderen der Tat verdächtigt!"

Hochwürden: „Mammon ist Teufelswerk und der Anfang allen Lasters. Gehe hin, mein Sohn, alle deine Sünden sind dir vergeben."

Söldner verläßt erhobenen Hauptes den Platz.

4. Söldner tritt heran und kniet nieder. „Bitte Hochwürden um Vergebung meiner Sünden, die ich tief bereue und die meine Seele beschweren."

Hochwürden: „Was hast du auf dem Herzen, mein Sohn?"

Söldner: „Ich träumte von einer Volksabstimmung, daß die Atomwaffen verboten werden."

Hochwürden (springt auf, droht): „Du sprichst mit der Zunge des Teufels. Du seist verdammt. Das höllische Fegefeuer komme über dich und deine Kinder!"

Söldner verläßt geknickt den Platz.

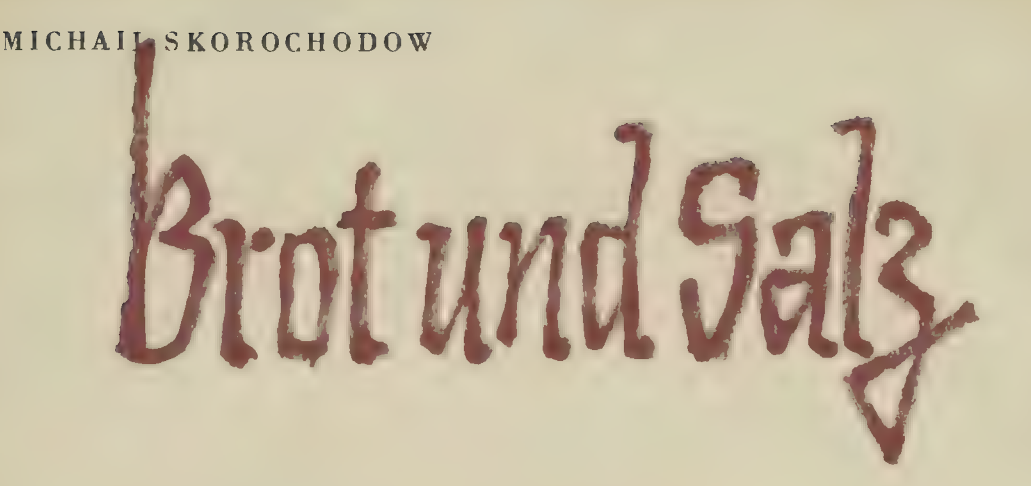
(Fortsetzung von Seite 53)

zung des Magistrats: daß er, weil es ihm einmal zukomme, dem Gesetz gemäß, sterben wolle. Der Magistrat, der ein Mißverständnis vermutete, schickte einen Deputierten an den Kerl ab, und ließ ihm bedeuten, um wieviel vorteilhafter es für ihn wäre, einige Gulden Geld zu erlegen, als arkebusiert[1] zu werden. Doch der Kerl blieb dabei, daß er seines Lebens müde sei, und daß er sterben wolle: dergestalt, daß dem Magistrat, der kein Blut vergießen wollte, nichts übrigblieb, als dem Schelm die Geldstrafe zu erlassen, und noch froh war, als er erklärte, daß er, bei so bewandten Umständen, am Leben bleiben wolle.

[1] Arkebuse: Armbrust mit Raketenbolzen



MICHAIL SKOROCHODOW



Brot und Salz

Der aus dem Militärdienst in Deutschland entlassene Soldat Gawrilin — ein adretter Bursche in gutsitzendem Uniformmantel und frisch nach Kölnisch Wasser duftend — sprang nachts auf seiner Heimatstation vom Trittbrett des Eisenbahnwagens.

Gawrilin schloß die Augen, und die lieben, von Kindheit an vertrauten Heimatstätten, die Gärten, Häuser und Höfe, das Schild an der Tür der Verwaltung — „Kolchosvorsitzender" —, der vom Feld eilende Vater — all das zog an seinem geistigen Auge vorüber. Und noch brennender wurde seine Sehnsucht nach Hause. Seine Gedanken eilten voraus zum Dorf auf dem Hügel, er sah sich schon durch die verschneite abendliche Straße hasten und an das bekannte Fenster klopfen ...

Gawrilin schritt auf den Bahnschwellen aus und ließ die Station mit den verschneiten Geleisen und der Rangierlokomotive, die so durchdringend pfiff, als ob sie damit den Schneesturm verjagen wollte, hinter sich.

Gawrilin überlegte im Gehen, wie weit es wohl noch bis zur Schranke am Bahnübergang wäre, als er plötzlich die Lichter einer Lokomotive dicht vor sich erblickte. Geblendet und erschrocken sprang er zur Seite und landete in einer Schneewehe unterhalb des Bahndamms. Doch das Lichterdreieck bewegte sich nicht. Der Zug stand.

Der Soldat kletterte wieder auf den Bahnkörper, unterschied die Laternen der Schaffner und etwas abseits das Häuschen des Streckenwärters. Es war bereits der Bahnübergang. Im Dunkel hörte man eine Klingel scheppern, und auf der heruntergelassenen Schranke brannte ein rotes Licht, das sich im schwarzen Lack eines davor stehenden „SIM" spiegelte.

Die Schaffner, die in ihren langen Schafpelzen wie Bären aussahen, der Fahrer des „SIM" in lederbesetzten Filzstiefeln und der Streckenwärter in einem Segeltuchmantel über dem Watteanzug standen beisammen und stritten laut. Gawrilin horchte und mußte lächeln: Die ganze Auseinandersetzung war nicht der Rede wert — der Zug hatte den Weg versperrt, und der Fahrer schimpfte.

„Schon gut, mach's halblang!" sagte einer der Schaffner zu dem Fahrer. „Komm lieber mit ins Wärterhäuschen, dort rauchen wir eine!"

Gawrilin entschloß sich, ebenfalls in das Bahnwärterhäuschen zu gehen. Dort würde er den Fahrer bitten, ihn bis zu seinem Dorf mitzunehmen, und sich bei dieser Gelegenheit auch etwas wärmen.

In dem Raum brannte ein kleiner Eisenofen und verströmte wohlige Hitze. Nachdem die Zigaretten in Brand gesetzt waren, fragte ein Schaffner Gawrilin, wo er gedient habe. Dieser gab Auskunft, knöpfte den Mantel auf, zog aus der Rocktasche einen Packen Fotos heraus und zeigte sie ihm. Der Schaffner sah sie ohne besonderes Interesse an und gab sie ihm zurück. Dann fragte er mit einem verschmitzten Blick auf den Koffer:

„Vielleicht hast du darin etwas Interessanteres aus Deutschland, he? Du wirst doch nicht nur Fotos mitgebracht haben! Es heißt, es soll dort Rasierapparate geben — ganz große Klasse!"

„Ich benutze keinen Rasierapparat", entgegnete der Soldat.

„Ein schlauer Fuchs bist du! Ob du dich damit rasierst oder nicht, aber im Koffer hast du bestimmt einige hübsche Sächelchen!"

„Na und? Das hat doch nichts zu sagen! Natürlich bringe ich ein paar Geschenke mit, klar! Zwei Wandbehänge, zum Beispiel. Einen für meinen kleinen Neffen. Darauf ist abgebildet, wie ein Hahn zum Wecken kräht, und das Ganze heißt ‚Guten Morgen!' Du glaubst mir wohl nicht? Bitte, überzeug' dich selbst!" Gawrilin hockte sich nieder und öffnete den Koffer. „Hier die Wandbehänge, mein Handtuch, Seifendose, Rasiermesser, Spiegel, Brot ..." Für alle überraschend, hielt der Soldat einen gewöhnlichen Laib Weizenbrot in der Hand. Es war ganz hart — altbacken, vielleicht aber auch gefroren.

Der Schaffner meinte:

„Das Brot könntest du dem Streckenwärter für seine Kuh schenken. Kommst nach Hause und schleppst das schwere Zeug mit dir herum ..."

„Erraten. Ich komme nach Hause", antwortete Gawrilin kurz angebunden, verstaute das Brot wieder sorgfältig im Koffer und schloß ihn ab.

„Seht euch das einmal an! Ist es denn ein Geschenk oder ein Andenken vielleicht?" spottete der Schaffner.

„Jawohl, ein Geschenk! Hast du was dagegen?"

„Daß ich nicht lache! Was redest du für Unsinn daher — ein Geschenk ... Wer hat es dir denn geschenkt? Sicher doch der Verpflegungsoffizier, nicht wahr?

Ein schönes Geschenk ist mir das!"

„Wenn du's genau wissen willst — aus dem Brot an sich würde ich mir rein gar nichts machen. Aber es ist nun mal ein Geschenk — ob du's glaubst oder nicht!"

„Wie soll ich das verstehen — ein Geschenk?"

„Genau, wie ich es sage. Ich bringe es aus Deutschland mit, aus einer landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft. Dort hat man mir dieses Brot geschenkt und gesagt: Nimm es mit!"

Alle schwiegen.

„Immerhin, junger Mann, erklär uns doch bitte, was es mit diesem geschenkten Brot auf sich hat", meldete sich der Streckenwärter, der bis dahin geschwiegen hatte.

„Also, es war so. Mein Vater ist Vorsitzender vom Kolchos ‚Erntefest'. Er hatte einen Brief an meinen Kommandeur geschrieben, in dem er ihn bat, mich für ein paar Tage in eine deutsche LPG zu beurlauben, die mit unserem Kolchos in Verbindung steht und in Wettbewerb treten sollte. Für seinen Sohn, schrieb er, verbürge er sich, der wisse gut Bescheid in der Feldbestellung. Nun, der Kommandeur beurlaubte mich. Ich fuhr hin, sah mir alles genau an und berichtete dann meinem Vater, was ich dort gesehen hatte. Und bevor ich entlassen wurde, schickte mich der Oberst von sich aus noch einmal in diese LPG. Na, und da haben mir die Bauern dort dieses Brot geschenkt, und auch Salz in einem geschnitzten Holzfäßchen. Ich habe es in der Tasche, damit das Salz nicht feucht wird."

Gawrilin holte das Salzfäßchen heraus und ließ es von Hand zu Hand gehen. „Klar", sagte der Streckenwärter, „Brot und Salz — das bedeutet Freundschaft!" *Aus dem Russischen von Rita Braun*

Illustration: Rudolf Grapentin





Luft und Wasser

Die Beiträge in der einschlägigen Presse über das Thema Wasserflugzeuge sind dünn gesät und es ist nicht verwunderlich, wenn noch vor rund 18 Monaten die Autoren ihre Artikel mit Bemerkungen abschlossen, die etwa folgenden Tenor hatten:
„Das Zeitalter der kolbenmotor- und turbinengetriebenen Flugboote ist zu Ende. Kommt mit der Verwendung der Kernenergie als Flugzeugantrieb eine Wiedergeburt dieser Flugzeuggattung?... Heute jedenfalls haben herkömmliche Flugboote nur eine interessante Vergangenheit."
Das wurde ein Jahr vor der großen Luftparade in Tuschino geschrieben. Seit diesem 9. Juli 1961, an dem auch Flugboote modernster Konstruktion vorgeführt wurden, ist das Thema nicht mehr von der „interessanten Vergangenheit", sondern vom gegenwärtigen Stand und den Einsatzmöglichkeiten der Wasserflugzeuge her wert behandelt zu werden.
Auch einige TASS-Meldungen über Geschwindigkeitsrekorde lenkten in den letzten Monaten die Aufmerksamkeit auf diesen Flugzeugtyp, der lange Zeit nicht mehr im Lichte der Öffentlichkeit stand.
Wie steht es nun um das Wasserflugzeug? Hat es in der Zeit der Überschallgeschwindigkeiten noch eine Zukunft? Unter den westlichen Militärspezialisten herrschen darüber die unterschiedlichsten Meinungen.
Die einen vertreten die Ansicht, daß Flugzeuge mit Fahrgestellen alle Aufgaben erfolgreich lösen können, die der moderne Seekrieg stellt. Ihrer Meinung nach sind Wasserflugzeuge überholt und nicht mehr notwendig.
Die Argumente dieser Leute sind dabei durchaus einleuchtend. Warum auch, so meinen sie, soll ein Wasserflugzeug erst auf dem Meer landen (sofern es der Seegang erlaubt) und dann mit seinen Suchgeräten U-Boote aufklären, wenn das ein Hubschrauber bedeutend schneller erledigen kann?
Die Anhänger der Wasserflugzeuge bringen eben-

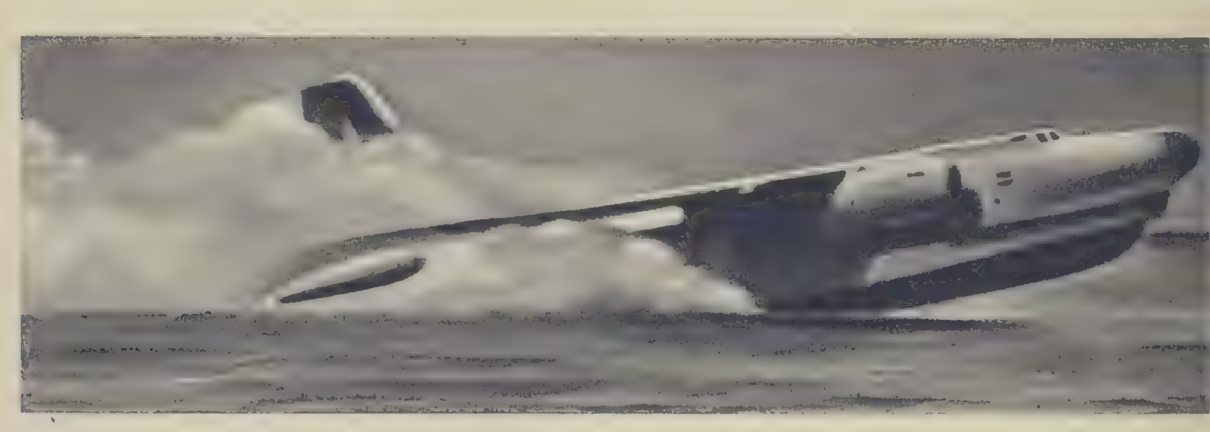
Weltrekorde sowjetischer Flugboote

Innerhalb weniger Wochen – vom August bis September 1961 – erzielten sowjetische Flieger mit strahlgetriebenen Flugbooten Be-10 mehrere Weltrekorde. Allein auf das Erfolgskonto des Testpiloten 1. Klasse Georgi Burjanow und seiner Kameraden Wladimir Bogatsch (Navigator) und Viktor Perebailow (Funker) kommen die hier genannten Rekorde:

- **Mit 5000 kg Last erreichten sie eine Höhe von 14 042 m.**
- **Mit 10 000 kg Last kamen sie auf 12 700 m.**
- **Mit 15 000 kg Last schafften sie die Höhe von 12 120 m.**
- **Ohne Zuladung erreichten die Flieger 14 742 m Höhe.**

Bei Flügen über 1000 km stellte die Besatzung Geschwindigkeitsrekorde ohne Last, mit 1000, 2000 und 5000 kg Zuladung auf. Die mittlere Geschwindigkeit mit 5000 kg Last lag bei 875,86 km/h.

Im August 1961 hatte der Testpilot Nikolai Andrijewski den Geschwindigkeitsrekord von 910 km/h aufgestellt.



Sowjetisches Hochseeflugboot Be-10 beim Abwassern.

ihr Element

Von Major M. Otto

falls gewichtige Gründe vor, die nicht von der Hand zu weisen sind. Flugzeuge mit Rädern brauchen Flugplätze. Moderne Jagd- und Bombenflugzeuge sind dabei recht anspruchsvoll. Drei Kilometer lange Startbahnen mit 50 bis 60 cm starken Betondecken sind keine Seltenheit mehr.

Wasserflugzeuge brauchen keinen Flugplatz. Sie können überall starten und landen, wo eine entsprechend große Wasserfläche vorhanden ist. So können Fliegereinheiten, die mit Wasserflugzeugen ausgerüstet sind, auf einem großen Raum dezentralisiert werden. Die auf Meeresbuchten, Seen und Flüsse verteilten Flugzeuge könnten nur einzeln vernichtet werden, was praktisch sehr schwierig ist. Im Falle einer Notlandung auf offenem Meer geht ein Räderflugzeug in wenigen Minuten unter, während sich das Wasserflugzeug lange Zeit auf der Meeresoberfläche halten kann. Besagte Leute sind also für Wasserflugzeuge.

Was sagten die sozialistischen Fachleute zu diesem Problem? Sie redeten nicht viel, aber sie arbeiteten. Da die sozialistische Militärwissenschaft besagt, daß keine Waffengattung vernachlässigt werden darf, erhielten auch die Wasserflugzeuge ihren gebührenden Platz im System der Landesverteidigung.

Und dann meldete TASS, daß ein sowjetisches Flugboot mit Strahltriebwerken, eine Konstruktion von G. M. Berijew, im August 1961 eine Geschwindigkeit von 910 km/h (Weltrekord) erreichte.

Vielleicht sagt sich der eine oder andere, na ja, was sind schon 910 Stundenkilometer gegen Geschwindigkeiten von 2,5 bis 3 Mach moderner Jagdflugzeuge. Außerdem erreichen die ganz andere Höhen.

Was bedeuten diese 910 km/h? Einleuchtend dürfte sein, daß ein Flugboot nicht die für moderne Flugzeuge charakteristische Geschoßform des Rumpfes erhalten kann, sondern daß sein Rumpf bootsähnlich gestaltet sein muß. Um den Start von der Wasseroberfläche zu gewährleisten, darf er nicht durchgehend glatt sein, sondern muß einen scharfen Absatz, die Stufe, besitzen. Diese aerodynamisch ungünstige Rumpfform ist die Ursache dafür, daß ein Flugboot kaum jemals Überschallgeschwindigkeit erreichen dürfte. Anzunehmen ist, daß etwa 1000 km/h die Grenze für die Geschwindigkeit eines Flugbootes sind. Außerdem besitzen Überschallflugzeuge verhältnismäßig kleine Tragflächen. Die dadurch hervorgerufene große Flächenbelastung bedingt aber hohe Start- und Landegeschwindigkeiten. Landegeschwindigkeiten von etwa 250 Stundenkilometern darf sich aber ein Wasserflugzeug nicht erlauben, da sonst beim Wassern die Gefahr des Zerschellens droht.

Das alles läßt die Geschwindigkeit des sowjetischen Düsenflugbootes in einem anderen Licht erscheinen und beweist den hohen Stand der sowjetischen Flugzeugindustrie auch im Bau von Flugbooten.

Welche Aufgaben können Wasserflugzeuge im modernen Seekrieg lösen? Ohne Zweifel ist eine ihrer Hauptaufgaben die U-Boot-Jagd. Gerade das Wasserflugzeug ist dazu geeignet.

Mit Hilfe hydro-akustischer und anderer Ortungsgeräte werden die U-Boote festgestellt und vom Flugboot aus der Luft bekämpft.

Die Erfahrungen des letzten Krieges lehren, daß Wasserflugzeuge die Aufgaben der Luftaufklärung über See erfolgreicher

(Fortsetzung auf Seite 63)



Unter den bekannten sowjetischen Flugzeugkonstrukteuren wird G. M. Berijew als der Spezialist für Wasserflugzeuge und Flugboote angesehen. Schon 1932 flog seine Konstruktion, der Marineaufklärer MBR-2 bzw. B-2. Das in Tuschino 1961 gezeigte Flugboot ist eine seiner Neuschöpfungen. Hier eine Auswahl seiner Konstruktionen. Von oben nach unten:

Leichter Marineaufklärer KOR-1 (1938), wurde vom Katapult größerer Schiffe gestartet.

Aufklärungsflugboot Be-2 (1932), 195 km/h, 1930 km Reichweite. Im zweiten Weltkrieg noch eingesetzt.

Zweimotoriges Hochseeflugboot Be-4 (1940), auffallend schräge Längsachsen der Triebwerke.

Langstreckenflugboot Be-6 (1949), für U-Boot-Jagd, Doppelseitenleitwerk, V-Stellung des Mittelteils der Tragflügel, 415 km/h, 4900 km Reichweite.

Hochseeflugboot Be-8 (1951), Strahltriebwerke, ferngesteuerte Waffenstände seitlich am Rumpf, blieb Prototyp.

Hochseeflugboot Be-10 (1961 Tuschino), anscheinend Weiterentwicklung der Be-8, Fernaufklärung und U-Boot-Jagd.



FÜR KALTE TAGE:

Schneegestöber »HOCHPROZENTIG«



Mit unserem „hochprozentigen" Schneegestöber ist nicht die Schnapssorte gemeint, um das gleich vorwegzunehmen. Der Verfasser dieses Rezeptes ist sich im klaren, daß er für den Erwerb besagten flüssigen Schneegestöbers keinen näheren Hinweis zu geben braucht. Es geht hier um etwas ganz anderes, nämlich um ein Rezept für ein kleines Wintersportmenü. Mit einem Schuß Liebe zum Wintersport, etwas Anklang an die militärische Ausbildung und mit verschiedenen „Einlagen" versehen — na, und natürlich auch mit den nötigen Attributen des Soldaten gewürzt. Ein Schneegestöber, das

keinen Sportler hinter den Kachelofen treibt.

Rezepte beginnen meist, nein, immer! mit: Man nehme ... Und weil frisch gewagt halb gekocht ist, so wollen wir nun die Sportküche betreten und unserem Tatendrang freien Lauf lassen. Man nehme vor allem die Begeisterung junger Soldaten für den Wintersport, das ist die Grundlage für gutes Gelingen. Dann einen rührigen ASG-Leiter, Sportoffizier und Kommandeur, setze sie (nicht kalt) zusammen und lasse sie wallen — Verzeihung, beraten natürlich.

Das Produkt ihrer Sitzung, kurz Idee genannt, ist die Substanz des Gerichts.

Als Zutaten verwende man nur das Beste: Zunächst ein tolles Gelände, auf dem der Kurs, mit vielen künstlichen und natürlichen Hindernissen gespickt, abgesteckt wird, messe ihn bis 15 km ab und errichte am Ende ein Transparent mit der Aufschrift: Ziel.

Zu alldem nehme man Tourenski, Kampfanzüge, Stahlhelme, Sturmgepäck, Schutzmasken und MPi und verteile sie gleichmäßig an die Teilnehmer. Ist das geschehen, so ist das Menü fertig. Es kann aufgetragen werden. Die Wettkampfteilnehmer werden besonders von der guten Würze des Kurses überrascht sein.



Nach einigen „harmlosen" Abschnitten beginnt der Anstieg, der besonders blutzirkulierend wirkt; dann folgt u. a. der Schießstand, auf dem die MPi zu ihrem Recht kommt. Damit die Ski etwas ausruhen können, steht eine Ruine da, durch deren Fenster geklettert werden muß. Um die Armmuskulatur nicht zu vernachlässigen, werden ein paar Handgranaten geworfen, und bevor der letzte Streckenabschnitt (nicht des Bratenduftes wegen) unter der Schutzmaske zurückgelegt wird, darf sich einer der Mannschaft vom Sportschmaus erholen. Er wird als überfüttert (verletzt) transportiert.

Zum Abschluß gibt es als Nachspeise Punkte (auch Strafpunkte) und Preise. Nun, was halten Sie von unserem Schneegestöber? *Kurt Erhart*

(Fortsetzung von Seite 59)

erfüllen können als Landflugzeuge. Da sie nicht an bestimmte Flugplätze gebunden sind, besitzen sie einen großen Aktionsradius, der noch dadurch erhöht wird, daß sie auf offenem Meer landen und von U-Booten oder Schiffen Treibstoff übernehmen können. Das ist besonders für Flugboote von Bedeutung, die den Patrouillendienst versehen. Moderne Wasserflugzeuge mit Turbinenstrahltriebwerken sind aber auch in der Lage, mit Bomben, Torpedos und Raketen Schläge gegen Schiffe und Küstenobjekte zu führen. Auch Transportaufgaben fallen den Wasserflugzeugen zu.

Bereits im zweiten Weltkrieg benutzten die am Krieg teilnehmenden kapitalistischen Länder für den Transport von Soldaten und Lasten im großen Umfange Wasserflugzeuge. Heute bietet sich das Flugboot geradezu dafür an. Auch einem militärischen Laien dürfte es klar sein, daß Atom-U-Boote, die praktisch einen unbegrenzten Aktionsradius besitzen, dafür sorgen, daß Transportschiffe nicht am Ziel ankommen. Zudem können sie auch Schläge gegen die Häfen führen, in denen die Truppen verladen werden. So muß das Flugboot eingesetzt werden.

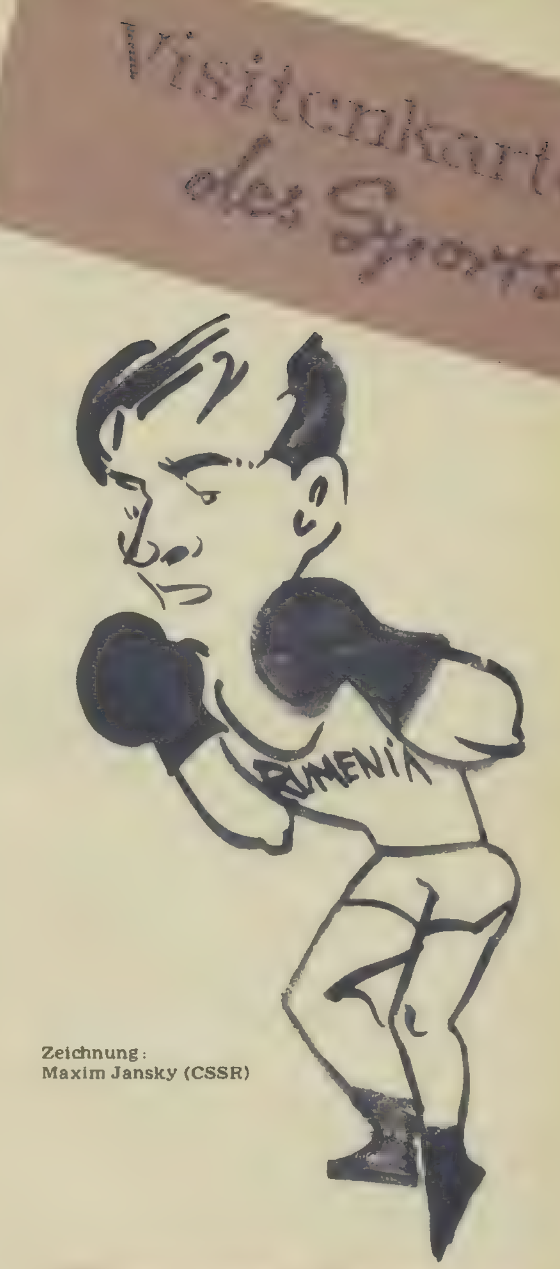
Will man die Bedeutung der Wasserflugzeuge real einschätzen, so muß man sagen, daß sie zwar in mancher Hinsicht den Räderflugzeugen weichen mußten. Aber ebensowenig wie die Strahlflugzeuge den Kolbenmotor vollständig verdrängt haben oder in Zukunft verdrängen werden, ebensowenig ist damit zu rechnen, daß Wasserflugzeuge vollständig von der Bildfläche verschwinden. Dort, wo ein Wasserflugzeug die Aufgaben besser und rationeller lösen kann als ein Räderflugzeug, hat es seine Daseinsberechtigung. Wie viele Aufgaben finden sich aber für ein Wasserflugzeug in einem Land wie der Sowjetunion, deren Seegrenzen die Länge von 40 000 km haben?

Es läßt sich schlußfolgern, daß der technische Fortschritt bei diesem Flugzeugtyp seinen höchsten Stand bei weitem noch nicht erreicht hat. Allerdings dürfte dieser Stand nicht so aussehen wie das amerikanische Projekt eines Flugbootes, das als fliegender Flugzeugträger gedacht war. Bei einem Fluggewicht von 1000 Tonnen sollte es ein knappes Dutzend Flugzeuge tragen, deren Start und Landung auf dem Rücken des Flugbootes vorgesehen war.

Begründeter ist jedoch die Vermutung, daß sich Flugzeuge mit Kernantrieb unter Seebedingungen einfacher verwenden lassen als von Flugplätzen auf der Erde. Dabei wird darauf hingewiesen, daß der Atomreaktor nach der Landung sofort an einer bestimmten Stelle unter Wasser gelagert werden kann und das Wasser als Strahlenschutz wirkt. Das allerdings wären phantastische Möglichkeiten für das Flugboot, oder besser gesagt für große kerngetriebene Flugschiffe.







Zeichnung: Maxim Jansky (CSSR)

Gheorge Negrea

Verzweifelt, enttäuscht klettert Pitschkow aus dem Ring. Unwillig rafft er den Bademantel zusammen, der ihm übergeworfen wird. Kopfschüttelnd verläßt er die Messehalle von Plovdiv, den Austragungsort der SKDA-Meisterschaften im Boxen 1961. Wie schon vor drei Jahren bei der Armeespartakiade in Leipzig ist er, der sowjetische Landesmeister, nun auch hier durch denselben Mann aus dem Turnier geworfen worden. — „Ja, dieser Negrea ist eben ein Teufelskerl!", versucht ihn sein Trainer zu trösten.

Für den Beobachter dieses Kampfes im Halbschwergewicht war der Ausgang mehr als eindeutig. Wie Negrea „in den Mann" ging, konzentriert auch dessen kleinste Bewegung verfolgte und mit im Ansatz kaum erkennbaren Links-rechts-Haken jede Lücke in der Deckung seines Widerparts ausnutzte, das war wirklich beeindruckend. Wenn der schnelle Rumäne dem sowjetischen Boxer auch nicht die Lektion der Spartakiade erteilte, so ließ er dennoch nie Zweifel an seinem Können und seiner Überlegenheit aufkommen. Das bekam schließlich im Finale auch der Bulgare Welkoff zu spüren, den nur das Handtuch seines Trainers gegen den entfesselten CCA-Sportler rettete ...

Mit dem 27jährigen Gheorge Negrea stieg am 23. September 1961 ein Soldat der rumänischen Volksarmee auf die höchste Stufe des Siegerpodestes, der nun schon seit Jahren zu den ganz großen „Assen" der internationalen Boxwelt gehört.

Groß geworden ist er in der Armee. 1956 bereitete er sich beim Bukarester Armeesportklub CCA auf das olympische Turnier vor — und das, wie sich in Melbourne herausstellte, äußerst gründlich und gewissenhaft: Der stämmige, dunkelhaarige Rumäne eilte von Sieg zu Sieg und mußte sich erst im Endkampf einem Besseren beugen. Ein Haken des amerikanischen Negerboxers Boyd warf ihn zu Boden und brachte ihm eine knappe Punktniederlage. Doch eine olympische Silbermedaille — das war mehr, als der glückliche Gheorge erwartet hatte.

Melbourne wurde für Gheorge Negrea gleichsam die Ouvertüre einer großen Laufbahn. Von diesem Tag an spielt er im internationalen Konzert der besten Amateurboxer stets eine erste Geige: 1957 wurde er Europameister, ein Jahr später Goldmedaillengewinner bei der Leipziger Armeespartakiade und 1959 Zweiter der europäischen Titelkämpfe. Wenn ihm auch im Palazzo dello Sport zu Rom kein großer Erfolg gelang, so entschädigten ihn die vergangenen zwölf Monate vollauf dafür. Neben dem überlegenen Sieg beim SKDA-Turnier in der bulgarischen Volksrepublik war es vor allem die jugoslawische Metropole, in der er wieder an seine alten Leistungen anknüpfen konnte. Hier, bei den Europameisterschaften des Jahres 1961, drang er bis zum Finale vor und scheiterte erst an dem Olympiadritten von Rom, Giulio Sarandi, hauchdünn nach Punkten.

So ernst Gheorge jeden Kampf nimmt, so hart und verbissen er sich im Ring einsetzt — so fröhlich und ausgelassen ist er im Kreise seiner Genossen und Freunde. Der „Schwejk", wie er allgemein genannt wird, ist stets zu einem Scherz aufgelegt. Als die Aktiven beim Abschlußbankett der SKDA-Meisterschaften in Plovdiv alle Sieger hochleben ließen, versuchten sie auch den schweren Negrea auf die schmalen Schultern des Federgewichtlers Mircea Dobrescu zu heben. Doch vergebens. — „Ich hab' da eine bessere Idee", wehrte der Verdiente Meister des Sports lachend ab: „Ehren wir lieber den Senior unter uns!" — sprach's, ergriff Dobrescu, warf ihn hoch und fing ihn sicher wieder auf ...

KW

NACH DIENST in der BASTELECKE

Modell eines Tragflächenbootes

Zunächst wird auf Karton ein Gitternetz aufgezeichnet, dessen Quadrate die Seitenlänge von 20 mm besitzen. Die Anzahl der Quadrate ist aus Abbildung 2 ersichtlich. Auf dieses Netz werden die Deckumrisse des Modells, der Kiel, die Spanten und die Heckplanke übertragen. Schneidet man sie anschließend aus, so erhält man die Schablonen, nach denen aus 3–4 mm starkem Sperrholz das Deck, der Kiel, die Spanten und die Heckplanke angefertigt werden (Abbildung 2).

Aus Kiefern- oder Lindenholzleisten entstehen zwei Längsträger mit einem Querschnitt von 4×4 mm, die in die Eckenausschnitte der Spanten einzukleben sind. Ein Ende jedes Trägers wird am Kiel, das andere an der Heckplanke befestigt. Solange der Leim noch nicht trocken ist, müssen die Teile mit Gummiband oder Wäscheklammern zusammengedrückt werden, um ein Verrutschen zu verhindern. Ist der Leim trocken, wird der zusammengebaute Schiffskörper abgeschmirgelt.

Danach legt man an die Bordwände Karton an und trägt darauf die Umrisse der Seitenbeplankung des Schiffskörpers ab. Mit der Schere werden diese Schablonen ausgeschnitten und nach ihnen aus 1 mm starkem Sperrholz die beiden Seitenbeplankungen angefertigt, die man an die Spanten festleimt und außerdem mit kleinen Nägeln anheftet. Hervorstehende Ränder an der Seitenbeplankung sind mit einer Feile zu glätten. An den Stellen, wo die Unterwassertragflächen und der vordere Haken angebracht werden, klebt man Leisten aus weichem Holz an. Wie die Seitenwände werden dann auch die Unterwasserteile der Beplankung angefertigt und befestigt. Ist der Leim trocken, wird der Modellkörper mit einer Feile und anschließend mit Sandpapier geglättet.

Die Kajüte wird aus weichem Holz und Sperrholz geformt und auf dem Deck festgeklebt. Für Rettungsring und Poller kann beliebiges Material verwandt werden. Der Mast besteht aus starkem Draht.

Der Unterwasserteil des Modells wird bis zur Wasserlinie mit roter Farbe gestrichen, der Überwasserteil einschließlich der Aufbauten mit blaugrauer Farbe. Wenn die Farbe völlig trocken ist, kann man das Deck mit farblosem Lack überziehen.

Wie die Unterwassertragflächen herzustellen sind, geht aus Abb. 3 hervor. Zuerst werden wieder aus Karton Schablonen angefertigt und nach diesen die Flügel aus 1 mm starkem Weißblech oder Alublech hergestellt. Die Randflächen sollten angeschärft und die Oberfläche abgeschmirgelt werden. An den punk-

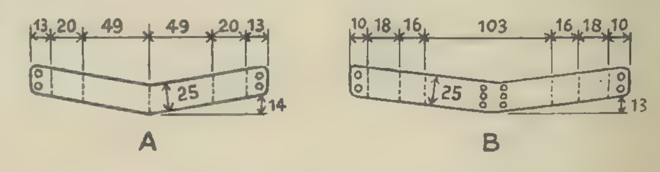


ABB. 3: A) vorderer Tragflügel; B) hinterer Tragflügel.

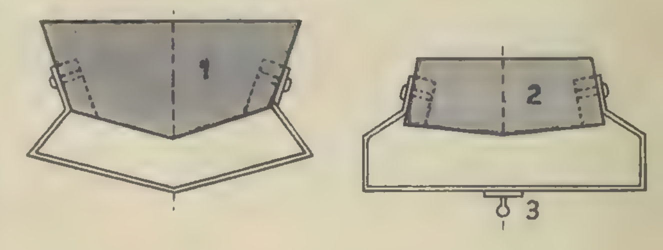
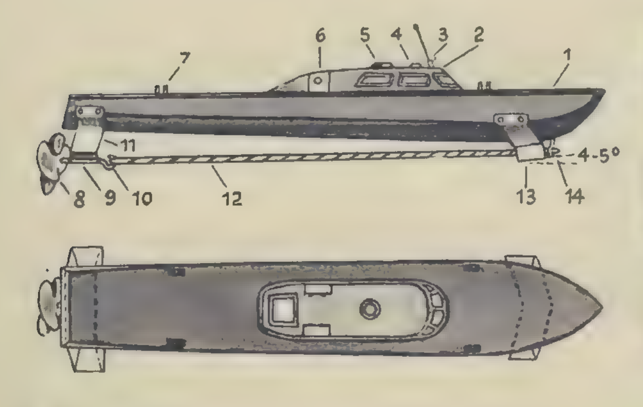
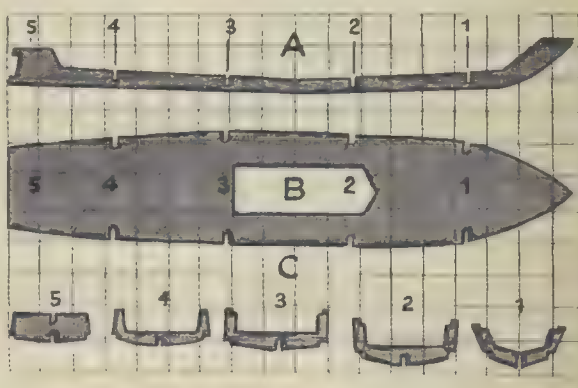


ABB. 4: Befestigung des vorderen (1) und des hinteren (2) Tragflügels sowie des Schraubenwellenlagers (3).

ABB. 1: Ansicht des Modells. 1) Modellkörper; 2) Kajüte; 3) Mast; 4) Positionslaternen (Backbord rot, Steuerbord grün); 5) Rettungsring; 6) Beleuchtungskörper; 7) Poller (4 Stück); 8) Schiffsschraube; 9) Schraubenwellenlager; 10) Befestigungshaken; 11) hinterer Tragflügel; 12) Gummimotor; 13) vorderer Tragflügel; 14) Befestigungshaken.

ABB. 2: A) Kiel; B) Deckplatte; C) Spanten.





tierten Linien biegt man die Tragflügel. Um die Teile nicht zu beschädigen, legt man unter die umzubiegenden Enden kleine Sperrholzstücken. In jedes Ende eines Tragflügels bohrt man zwei Befestigungslöcher mit einem Durchmesser von 2 mm und in den hinteren Tragflügel zusätzlich 6 Löcher von 1,5 mm Durchmesser für die Befestigung des Lagers der Schraubenwelle.
Das Lager der Schraubenwelle und die Schraube stellt man aus 0,4 mm starkem Blech her. Die Schraubenwelle, aus 1,3 mm starkem Draht, wird an die Schraube angelötet. Ihr vorderes Ende biegt man zu einem Haken um. Vorn wird der Gummimotor durch einen in den Kiel getriebenen Haken gehalten.

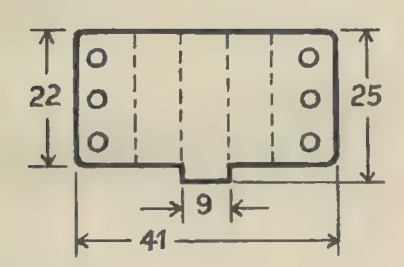
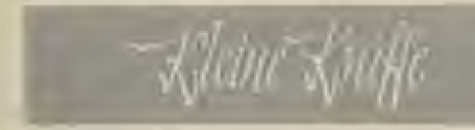


ABB. 5: Maße des Schraubenwellenlagers.

Der Gummimotor besteht aus vier bis sechs Gummistreifen mit einem Querschnitt von 1×4 mm. Die Schlaufen an den beiden Enden sichert man durch Bindfaden und hängt sie in den vorderen Haken und den Haken der Schraubenwelle ein. Weicht das Boot während der Fahrt nach rechts ab, so biegt man den vorderen Tragflügel etwas nach links und umgekehrt.

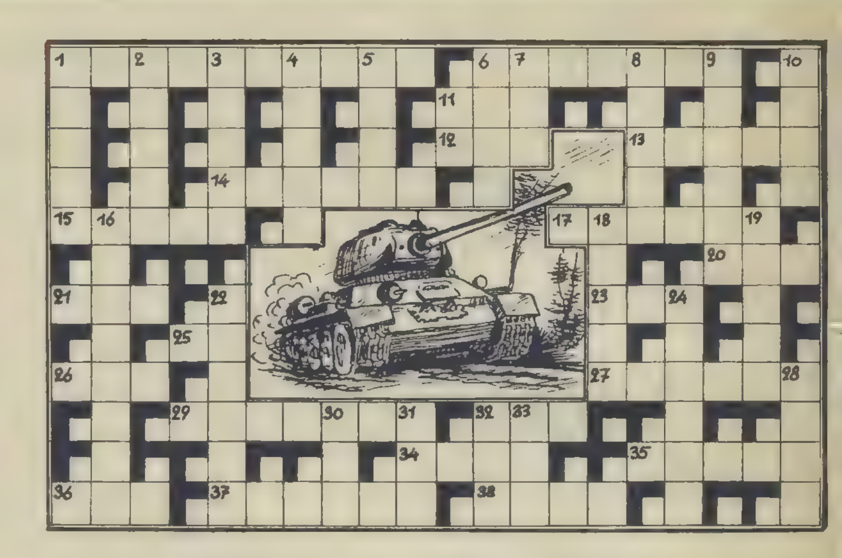
(Aus „Wojennije snanija")



EINE GUT VERFORMBARE MODELLIERMASSE kann man sich mit wenig Aufwand selbst herstellen. Sie besteht aus Tapetenleim, feingesiebtem Sägemehl (keine Sägespäne) und Gips. Der Tapetenleim wird entsprechend der Gebrauchsanweisung angerührt und geschlagen. Dann werden Wasser, Sägemehl und Gips je nach gewünschter Zähigkeit und Bindefähigkeit der Masse hinzugefügt. Einmal erstarrt, behält die Masse die modellierte Form bei.

FÜR KLEINE LACK- UND FARBAUSBESSERUNGEN nimmt man statt eines Haarpinsels einen Pfeifenreinigerdocht, der in der notwendigen Länge umgebogen wird. Auf diese Weise entsteht ein weiches Streichpolster, das sich für derartige Ausbesserungen gut eignet.

KREUZWORTRÄTSEL

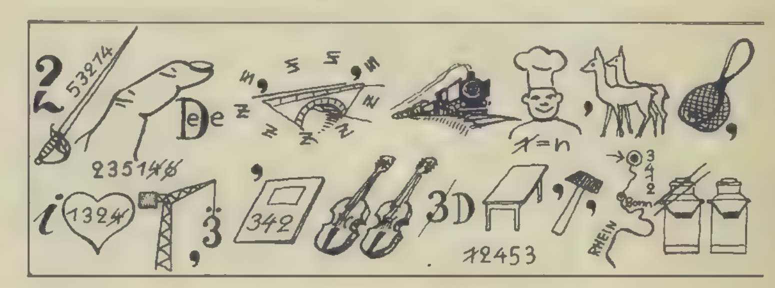


Waagerecht: 1. Name des ersten russ. Panzers, Probefahrt 1915, 6. Stadt in Frankreich (1917 erster Masseneinsatz von Panzern), 11. Stadt in Südfrankreich, 12. Sturmgeschütz (Abk.), 13. Minister der DDR, 14. Heldensinfonie von Beethoven, 15. engl. Mädchenname, 17. Motor des T 54, 20. Gerät zum Messen der Schiffsgeschwindigkeit, 21. vorderer Teil des Panzers, 23. Heilverfahren, 25. Kurzbezeichnung für ein elektrisches Leistungsmaß, 26. Kurzbezeichnung der Panzerkanone, 27. Symbol aus dem sowj. Staatsemblem, 29. deutscher PKW, 32. Spezialgeschütz, 34. Hafenstadt in Nordafrika, 35. Teil des Motors, 36. Nebenfluß der Wolga, 37. Kinderfahrzeug, 38. Nebenfluß der Mosel

Senkrecht: 1. Teil des Panzers, 2. Material für den Panzerbau, 3. Staat am Roten Meer, 4. südamerikanische Währung, 5. Stadt am Irtisch (Sibirien), 6. gastronomisch. Betrieb, 7. Dorfsiedlung der Turkvölker, 8. bekannter Panzerfahrer der NVA, 9. Staat in Vorderasien, 10. frühere Bezeichnung für den Panzer, 11. Maßeinheit der Leistung, 16. Teil des Panzers, 18. Schneeleopard, 19. Pferdeleitseil, 22. Mitglied der Panzerbesatzung, 24. zärtl. Bezeichnung des Panzers durch die Besatzung, 28. Stadt in Niedersachsen, 30. Fisch, 31. Teil des Sportplatzes, 32. Tanzschritt, 33. Sammlung von Aussprüchen.

BILDERRÄTSEL

Die Lösung ergibt einen Ausspruch von F. Engels.





Bei einem Bierlachs sitzt Vorhand in der Klemme. Ein unverlierbares Kreuz- oder Pikhandspiel kann ihm nicht mehr helfen, so beschließt er Grand mit obenstehendem Blatt aus der Hand zu spielen. Im Skat liegen keine Augen, und Vorhand gewinnt dennoch sein Spiel. Wie ist der Verlauf?











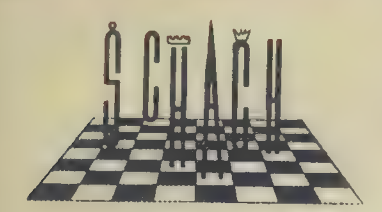
WER KENNT DIE VORNAMEN?

...... Rolland, ... Dürer, ... Tucholski, ... André, ... Fontane, ... Weinert, ... Gogol, ... Müntzer, ... Luxemburg, ... v. Hutten, ... Tschaikowski, ... Wiens, ... Zola.

Die Anfangsbuchstaben der Vornamen ergeben eine moderne mächtige Waffengattung.

FÜLLRÄTSEL

1. Stadt der Olympischen Sommerspiele 1956, 2. Aufklärungsunternehmen, 3. opt. Gerät, 4. Geburtsort Lenins (heutiger Name), 5. Abteilung der VP, 6. deutscher Patriot (Engels nannte ihn „Theoretiker des Volkswiderstandes"), 7. Schützenwaffe, 8. russ. Zupfinstrument, 9. Oberbefehlshaber der



Eine originelle Remispartie

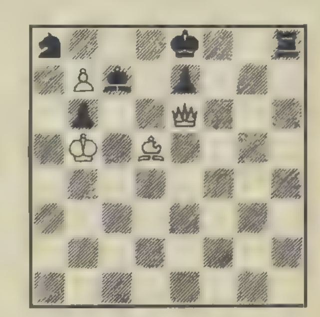
Eine Partie aus dem Maroczy-Gedenkturnier in Budapest, im Oktober 1961 gespielt. Der auch in der DDR bestens bekannte sowjetische Großmeister Bronstein versucht mit einer sehr riskanten Angriffsführung zum Ziele zu kommen. Sein junger ungarischer Gegner findet aber eine überraschende Verteidigung, mit der es ihm gelingt, seinem gefürchteten Rivalen ein Remis durch Dauerschach abzutrotzen.

Königsindisch

Weiß: Bronstein **Schwarz: Haag**

1. d4 Sf6, 2. c4 g6, 3. Sc3 Lg7, 4. Sf3 0–0, 5. e4 d6, 6. Le2 c5. (Die sogenannte jugoslawische Variante. Da die Königsindische – Verteidigung sehr häufig gespielt wird, empfiehlt es sich, den Aufbau in der Partie besonders zu beachten.) **7. d5 e5, 8. de6: e.p. Le6: 9. 0–0 Sc6, 10. h3 Db6, 11. Tb1.** (Auf 11. Dd6: würde 11. ... Sd4, 12. Db6: Se2:+ 13. Se2: ab6: folgen, wonach Schwarz seinen Bauernrückstand mit besserem Spiel aufholt.) **11. ... Sd7, 12. Le3 Sde5, 13. Se5: Le5: 14. Lh6 Tfe8 15. f4 Ld4+ 16. Kh1 f5.** (Andernfalls würde Weiß selbst f5 spielen und zum Angriff kommen.) **17. ef5: Lf5: 18. Ld3 Te6 19. Sd5 Dd8 20. g4?** (Die weiße Stellung dürfte als günstiger einzuschätzen sein, aber durch den überscharfen Textzug bekommt Schwarz eine Gegenchance, die er sofort ausnutzt. Weiß hätte besser zuvor 20. Lg5 spielen sollen.) **20. ... Dh4! 21. Kh2 Ld3:!** (Überraschend, denn Weiß gewinnt jetzt die schwarze Dame. Aber der junge Ungar hat sich eine hübsche Remiswendung ausgedacht.) **22. Lg5** (Natürlich, denn nach 22. Dd3: würde Schwarz mit 22. ... Dh6: eine Mehrfigur verbuchen können.) **22. ... Lf1:!** (Weiß hat keine Wahl, er muß die Dame schlagen, denn auf 23. Df1: würde 23. ... Df2 folgen.) **23. Lh4: Te2+ 24. Kh1 Lg2+ 25. Kh2 Lf1+ 26. Kh1** (Der Versuch, mit 26. Kg3? dem Dauerschach zu entgehen, würde die Partie kosten. Es würde folgen: 26. ... Lf2+ 27. Kh2, nicht 27. Kf3? wegen 27. ... Sd4+, 27. ... Lh4:+ 28. Kg1 Te1! und Schwarz gewinnt.) Remis durch Dauerschach.

UNSERE SCHACHAUFGABE:



Matt in 2 Zügen

Es gilt das Feld d 7 zu überwachen.

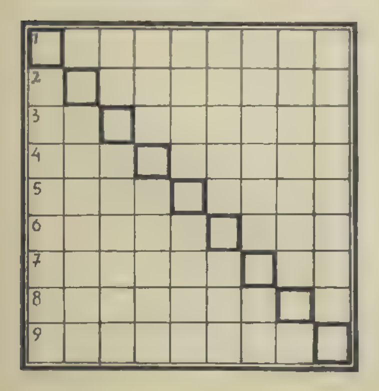
Eine Aufgabe von Sam Loyd.

Stellungsbild Weiß: Kb5, De6, Ld5, Bb7 (vier Steine).

Schwarz: Ke8, Th8, Lc7, Sa8, Bb6, e7 (sechs Steine).

Verein. Armeen der Warschauer Vertragsstaaten.

Bei richtiger Lösung ergibt die stark umrandete Diagonale den Namen eines sowjet. Pädagogen und Schriftstellers.



AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 12/1961

Skat: Kartenverteilung. Vorderhand: Kreuz As – 10 – K – 8; Herz 10 – 8; Karo As – K – D – 8.

Hinterhand: Bube Kreuz – Herz; Kreuz 7; Pik 7; Herz As – K – D – 9 – 7; Karo 7.

SPIELVERLAUF: V: Kreuz As; M: Kreuz 9; H: Kreuz 7. V: Kreuz 10; M: Kreuz Dame; H: Herz As. V: Kreuz König; M: Pik 8; H: Karo 7. M: Pik Bube; H: Kreuz Bube; V: Karo As. H: Herz Bube; V: Pik 9; M: Herz 10. – Damit haben die Gegenspieler 62 Augen.

Silbenrätsel: 1. Jagdflieger, 2. Ellipse, 3. Diversion, 4. Emigrant, 5. Rakete, 6. Glasgow, 7. Internationale, 8. Ballistik, 9. Tallinn, 10. Diesel, 11. Emscher, 12. Relais, 13. Gaffelsegel, 14. Elite, 15. Sergeant, 16. Enzian, 17. Leibniz, 18. Leutnant, 19. Sowjetunion, 20. Chiemsee, 21. Akademie, 22. Fadejew, 23. Trimmen. – „Jeder gibt der Gesellschaft, die Gesellschaft gibt jedem."

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Ikarus, 4. Lilienthal, 9. Wright, 14. Testpilot, 15. Kris, 16. Ufa, 17. Ara, 18. Tabak, 20. Lei, 21. Ren, 22. Elbe, 23. Epos, 25. Ith, 26. Mut, 28. Iwan, 29. Hangar, 31. Bison, 32. Inn, 33. Artek, 34. Isel, 36. Kette, 39. KPD, 41. Falke, 44. Titow, 46. Isere, 48. Drachen, 50. Oran, 51. Kader, 52. Rennes, 53. Flugplatz.

Senkrecht: 1. Iljuschin, 2. Arkal, 3. Ukraina, 5. Ibsen, 6. Elite, 7. Hutten, 8. Laube, 9. Wnukowo, 10. Gorki, 11. Tuschino, 12. Start, 19. Apis, 24. San, 27. Ural, 30. Gas, 34. Irland, 35. SPW, 36. Kessel, 37. Teer, 38. Stern, 39. Kowel, 40. Lunik, 41. Flak, 42. Eder, 43. Paar, 45. Ido, 47. Rost, 49. Mig.

Ergänzungsrätsel: „Atom-U-Boote".


Gesünd ünd stark
durch die zehntausendfach bewährten
EXPANDER
Hersteller: Otto Baumberger & Co. Leipzig N 26, Tel.: 59 41 21
Erhältlich nur in Sport- und Fachgeschäften


mit »Recknagel«-Messern durch dick und dünn ...
FRIEDRICH ADOLF RECKNAGEL KG.
STAHLWARENFABRIK
STEINBACH-HALLENBERG (THÜR. WALD) · POSTFACH 19

Aus der Bücherkiste



Abenteuer ernster Leute, 251 S., 6,60 DM, Aufbauverlag Berlin.

Diese Abenteuer sind wirkliche Abenteuer, und jene „ernsten Leute", die sie selbst erlebt und in meisterhafter Sprache abgefaßt haben, sind zugleich bedeutende Leute: Heinrich Mann, Willy Bredel, Friedrich Wolf u. a.



Alexander Nassibow: Geheimarchiv an der Elbe, 368 S., 6,70 DM, Deutscher Militärverlag.

Ein hartnäckiger Zweikampf zwischen der sowjetischen und deutschen Spionageabwehr entbrennt in den Kriegsjahren 1944/45. Befinden sich im Geheimarchiv der Gestapo in O. Dokumente über die von den Faschisten in Osteuropa verübten Verbrechen?

Juri Bondarew: Die letzten Salven

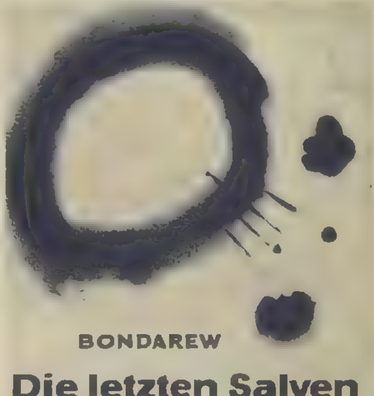
Der Krieg nähert sich seinem Ende. Truppen der Roten Armee stehen am Fuße der Karpaten, an der Grenze zwischen Polen und der Tschechoslowakei. Noch einmal versuchen die Faschisten einen Durchbruch. Die Soldaten aus der Batterie des sowjetischen Hauptmanns Nowikow wissen: Bringen sie den deutschen Angriff nicht zum Stehen, wird der Krieg länger dauern, wenn auch nur Tage oder Stunden, denn das Schicksal Hitlers ist besiegelt. Sie wünschen sehnlich, daß die Salven, die sie auf den Feind abgeben, die letzten sein mögen. Und für die meisten von ihnen sind es die letzten. Aber den Frieden, der so greifbar nahe ist, erleben sie nicht.

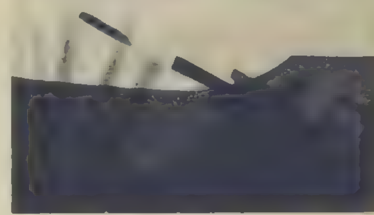
An den Lippen manch toten Kämpfers schien die Frage zu haften: Weshalb mußte ich so kurz vor Kriegsende fallen? Trotzdem ist das Buch nicht pessimistisch, wirkt es nicht niederdrückend. Seine Helden sind von dem unerschütterlichen Glauben durchdrungen, daß ihre Sache gerecht ist und daß der Krieg, den sie ausfechten, der letzte sein wird.

Das Romangeschehen ergreift den Leser; vor allem auch deshalb, weil Bondarews Gestalten mit ihren Tugenden und Untugenden menschlich sind. Hauptmann Nowikow, fast noch ein Knabe, trägt mit allem Ernst die Verantwortung, die das Vaterland ihm auferlegte. Unerbittlich streng ist er gegen sich selbst und gegen seine Untergebenen. „Liebe, Güte und Sonne" möchte er sich für die Zeit nach dem Kriege aufheben. Doch wider seinen Willen kommt während des harten Kampfes die Liebe in Gestalt der Sanitäterin Lena zu ihm. Und er empfindet dieses Gefühl mit aller Intensität, er empfängt es wie ein kostbares Geschenk.

Wenn Bondarew Untugenden, Schwächen darstellt, dann vergißt er nicht das Gute im Menschen. Leutnant Owtschinikow, der egoistische, allzu selbstsichere Offizier, der sich eines schweren Vergehens schuldig machte, als er ohne Befehl sein Geschütz und Verwundete verließ, bewährte sich, nachdem er Deutschen in die Hände geraten war und sie Aussagen von ihm erpressen wollten. Auch der schüchterne, ja feige Ladekanonier Remeschkow, der sich nach längerem Genesungsurlaub nur schwer an das Frontdasein gewöhnen konnte, stand, als es darauf ankam, seinen Mann.

Bondarews Roman ist zutiefst tragisch. Seine Helden stehen stellvertretend für eine Generation, für die jungen Menschen, von denen viele, noch ehe sie das Leben in seiner Mannigfaltigkeit kennenlernen konnten, sterben mußten. Sie besaßen keine anderen Erfahrungen als die Erfahrungen des Krieges.





Roman, 266 S., 6,50 DM · Deutscher Militärverlag.

„Die letzten Salven", nach „Die Jugend der Kommandeure" und „Die Bataillone bitten um Feuer" der jüngste Roman des Autors, gehört zum Besten, was über den zweiten Weltkrieg, besser, über die Menschen im Krieg, geschrieben worden ist. Er zwingt den Leser zu dem Schluß: Wollen wir alles tun, damit sich ein gleiches nicht wiederhole.

Heinz Kübart

Der Kurzschluß

(Fortsetzung von Seite 5)

die kollektive und eigene Pflichterfüllung vertraute Sphäre der Kaserne.

Trotz der Abendkühle ist sein Körper naß von Schweiß. Ein paar Mal schaut er ohne innezuhalten auf seine Armbanduhr. Wenn er nicht noch schneller rennt, wird er es kaum schaffen. Seine Lungen keuchen. Schon werden ihm die Beine schwer, in den Seiten sticht es. Er ist wütend auf sich selbst. Und in dem Maße, wie seine Hoffnung auf den Zug schwindet, wächst groß und drohend in ihm die Erkenntnis der Tragweite seines Vergehens. Plötzlich erfaßt ihn von hinten ein Lichtstrahl, und da ist auch schon das Knattern eines Motorrads zu hören. Ein Hoffnungsschimmer durchzuckt ihn. Ruckartig hält er im Laufen inne, dreht sich um und winkt blindlings in den Lichtstrahl hinein. Das Knattern erstirbt und geht in ein Tuckern über. Da hält das Fahrzeug auch schon neben ihm. Hans will gerade seine Frage an den Fahrer richten, da verschlägt es ihm die Sprache. Er glaubt seinen Augen nicht zu trauen, während sein Gegenüber ihn für Sekundenbruchteile genauso verblüfft anstarrt. Oberleutnant Schlegel faßt sich zuerst. „Nanu, was machen Sie denn hier? Zu Hause was erledigt? War was passiert?" Soldat Meyer nickt, und wie um den Vorgesetzten von weiteren heiklen Fragen abzuhalten, sprudelt er hervor: Der Bus ist ausgefallen, ich will den Zug noch schaffen, ich muß doch vor Zapfenstreich zurück sein!" — „Na, Sie Unglücksrabe, Sie sind ja ganz abgekämpft. Alle Achtung, daß Sie so pflichtbewußt sind", lacht Oberleutnant Schlegel und gibt ihm einen freundschaftlichen Klaps auf die Schulter. „Jetzt brauchen Sie keinen Zug mehr. Steigen Sie auf!" Soldat Meyer schluckt unhörbar. Er fühlt sich plötzlich so klein und elend, und doch ist da noch ein Gedanke, eine Frage, die ihm ein klein wenig innere Rechtfertigungsmöglichkeit für sein Verhalten vorgaukelt, obgleich er doch insgeheim schon ahnt, daß ihre Beantwortung durch Oberleutnant Schlegel nur noch das Pünktchen aufs i seiner Pflichtvergessenheit setzen wird. Jener tritt auf den Starter, doch bevor er Gas geben kann, schreit es aus Hans heraus: „Wie kommt es, daß Sie hier sind, Genosse Oberleutnant?" — „Ganz einfach, mein Junge" — der Oberleutnant muß ebenfalls schreien, um das Tuckern des Motors zu übertönen —, „die LPG bei uns — mein Bruder ist dort Vorsitzender — hat eine automatische Melkanlage bekommen! Der Elektromonteur von der Lieferfirma ist krank geworden! Mein Bruder hat Major Franz angerufen, weil ich doch Elektriker bin und von solchen Anlagen auch was verstehe! Morgen früh ist nämlich bei uns für alle Melker des Kreises eine Lehrvorführung! Da muß das Ding funktionieren. Man kann die Leute doch nicht einfach im Stich lassen, nicht wahr, Genosse Meyer!" — „Natürlich nicht, Genosse Oberleutnant", sagt Soldat Meyer, aber diese Worte gehen im Lärm unter, denn Oberleutnant Schlegel hat schon Gas gegeben. Außerdem hat es der Soldat ganz leise — beschämt —, wie zu sich selbst gesagt.

L. K.



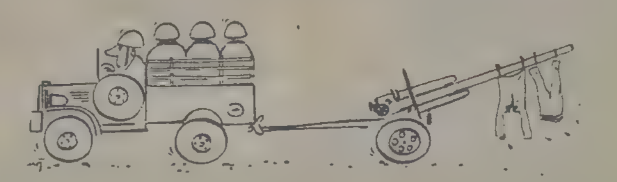


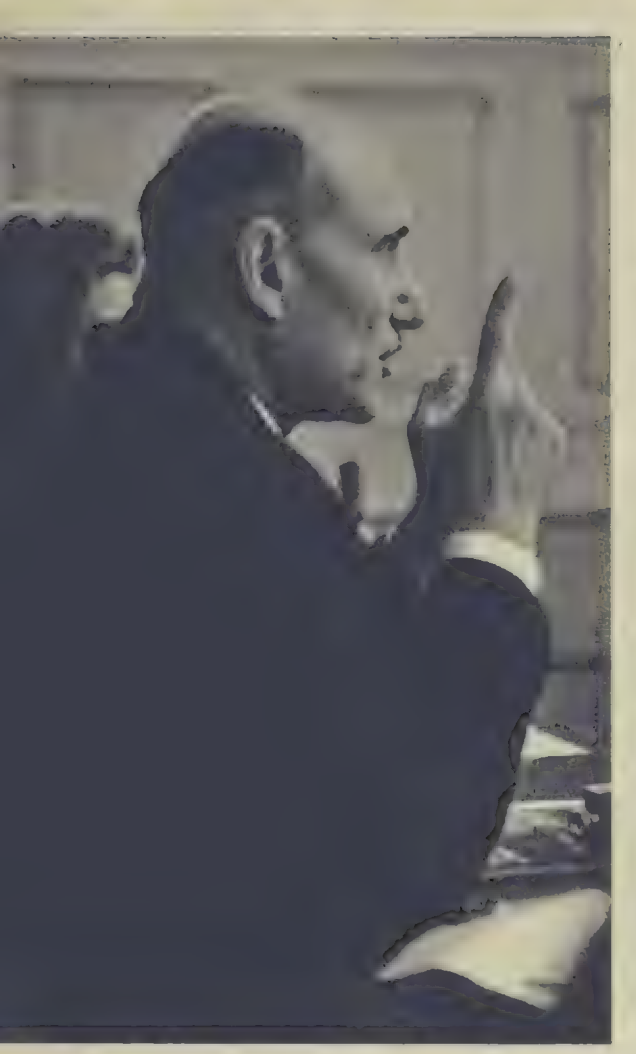
„Das Gewehr . . ." „. . . über!"

Rohrkrepierer

(Aus „Zolnierz Polski", Warschau, und „Néphadsereg", Budapest)







Drehpause

Der Regisseur des „Stillen Don“ Professor Sergei Gerassimow bei Soldaten

Eingeladen von unserer Redaktion trafen sich unlängst deutsche und sowjetische Soldaten des Standortes Leipzig mit sowjetischen Filmkünstlern. Prominentester Gast dieser herzlichen und lehrreichen Begegnung war Professor S. Gerassimow, Delegierter des XXII. Parteitages der KPdSU.
Der Regisseur des weltberühmten Filmwerkes „Der Stille Don“ und die ihn begleitenden Künstler beantworteten den Soldaten Fragen über die Filmkunst in der Sowjetunion. Über einen Teil der interessanten Unterhaltung informiert Sie der nachstehende Text.

EIN OFFIZIER: *Genosse Professor. In den letzten Jahren haben solche Filme wie „Die Kraniche ziehen“, „Ein Menschenschicksal“, „Die Ballade vom Soldaten“ u. a. in der ganzen Welt Berühmtheit erlangt. Woraus erklärt sich das und welche neuen Aufgaben ergeben sich für die sowjetische Filmkunst aus dem Programm des XXII. Parteitages — wovon werden diese Filme handeln?*

PROFESSOR GERASSIMOW: Die sowjetische Filmkunst hat bei der Verwirklichung des Programms zum Aufbau des Kommunismus einen außerordentlich wichtigen Beitrag zu leisten. Unsere Kunst ist von der Geschichte aufgerufen, in die Reihe der aktivsten Kämpfer für die kommunistischen Ideale zu treten. Dazu ist sie durch ihre ganze Geschichte, ihre Tradition und äußerst bedeutenden Erfolge verpflichtet. Aber noch mehr verpflichten dazu die auf dem historischen XXII. Parteitag formulierten großartigen Perspektiven des kommunistischen Aufbaus.

Ob es der Künstler will oder nicht, der Film macht durch seine Verbreitung den Filmschaffenden zu einem Lehrer des Lebens.

Das Neue in unserer Filmkunst hat sich nicht zufällig herausgebildet, sondern ist eine Folge tiefgreifender und wichtiger Prozesse, die in unserem Volke wie in unserem ganzen Staat in den Jahren zwischen dem XX. und XXII. Parteitag vor sich gegangen sind. Der Begriff des sozialistischen Realismus wurde für uns tiefschürfender und konkreter. Deshalb haben die besten Arbeiten in der letzten Zeit, wie „Ein Menschenschicksal“, „Die Ballade vom Soldaten“, „Das Haus, in dem ich wohne“ und andere dem internationalen Publikum den wahren Inhalt der kommunistischen Ideale gezeigt.

Bei all ihrer Verschiedenheit sind diese Filme durch etwas Gemeinsames verbunden. In ihnen ertönt die Stimme der Liebe und der Verehrung des Menschen, der Schönheit des Heldentums im Leben. Und diese Stimme findet ihr Echo unter den verschiedensten Zuschauerkreisen aller Kontinente unseres Erdballs.

Wovon werden unsere neuen Filme handeln?

Von unserem Leben mit all seiner Weite und Vielfältigkeit, von der Schönheit der Güte und des

ngespräch

Verstandes, die in den entscheidenden Kampf gegen geistige Armut, gehässige Habgier und borniertes Spießbürgertum getreten sind, von der Schönheit der Arbeit und der häßlichen Untätigkeit, vom Glück der Gemeinsamkeit und der Melancholie des egoistischen Einzelgängertums, von den endlosen Weiten des menschlichen Genius. Alle diese Ideen kann der sowjetische Filmkünstler in dem auf dem XXII. Parteitag angenommenen Programm der Kommunistischen Partei erkennen.

Als Synonyme für die Schönheit hat das Leben an der Schwelle des kommunistischen Jahrhunderts Verstand, Mut, charakterliche Sauberkeit und selbstlose Güte geschaffen. Dieses Kriterium wird zum Hauptmaßstab für alle Zweige der Kunst.

Andrej Sokolow aus „Ein Menschenschicksal" oder der völlig andersgeartete Aljosha Skworzow aus der „Ballade vom Soldaten" öffnen dem Zuschauer gleichsam die Augen für sich selbst, für seine eigenen höchsten geistigen Werte. In ihnen erkennt er die Züge der Helden, die sein Leben umgeben, und seine eigenen besten Charakterzüge, die er manchmal nicht einmal zu nennen wagt. Indessen treten sie immer klarer sowohl bei der Arbeit als auch im täglichen Leben hervor, und die Fähigkeit, sie dem Leben zu entnehmen und sich ihrer zu erfreuen, ist das Recht und die Pflicht des Künstlers, des Zeitgenossen der kommunistischen Epoche.



EIN GEFREITER: *Schon im Roman von Scholochow und dann auch im Film hat der Hauptheld, Grigori Melichow, einen großen Eindruck auf mich gemacht. Melichow hat so mutig für die Revolution gekämpft, daß ich und viele Filmbesucher entsetzt waren, als er zum Verräter wurde. Wäre es nicht möglich gewesen, ihn wieder auf den richtigen Weg zu bringen?*

PROFESSOR GERASSIMOW: Diese Frage ist äußerst interessant. In der Geschichte der sowjetischen Kunst gibt es zwei Beispiele, wo der Leser ganz entschieden eine Veränderung des Helden verlangte, wo er erwartete, daß der Held dem sowjetischen Volk erhalten bleiben möge. Eines dieser Beispiele ist Grigori Melichow.

Schon vor Beendigung seines Romans erreichte Scholochow eine Masse von Briefen. Er wurde buchstäblich verflucht, warum er Grigori ein solch hartes Schicksal zugedacht hatte. Aber Scholochow als großer Realist hat völlig richtig gehandelt. Erst dann erlangen die Gestaltung und das Buch seinen Sinn, wenn der Leser wirklich ins Herz getroffen wird. Ein anderer Schluß hätte die ideologische Bedeutung des Romans geschwächt und der Lebenswahrheit widersprochen. Wer sich von seinem Volke löst, muß in vollem Umfang die Vergeltung im Leben empfangen, wie groß seine sonstigen Vorzüge auch immer sein mögen.

Als ich den Film damals schuf — auch ich liebte den Melichow sehr — hätte ich Grigori gern so entwickelt, daß er zum sowjetischen Volk zurückfindet. Aber wie man sagt: Die Wahrheit ist am teuersten, auch wenn sie manchmal sehr bitter ist.

EIN SOLDAT: *Ich habe an den Genossen Gerassimow eine Frage zum militärischen Film. Solche Filme wie „Ein Menschenschicksal", „Tschapajew" oder „Die Dreizehn" haben uns Soldaten sehr beeindruckt. Sicherlich waren sie auch gut geeignet, der sowjetischen Jugend Mut, Kühnheit und Opferbereitschaft anzuerziehen. Können Sie etwas dar-*

über sagen, wie jetzt die Fragen der Landesverteidigung im sowjetischen Film behandelt werden?

PROFESSOR GERASSIMOW: Sie stellen mir eine schwierige Frage. Sie alle kennen die Bemühungen unserer Regierung um eine allgemeine und vollständige Abrüstung. Sie wissen aber auch, daß uns die gegenwärtige militärpolitische Lage dazu zwingt, die Verwirklichung der auf dem XXII. Parteitag beschlossenen großen Aufgaben militärisch zu sichern. Insofern gilt auch heute der Armee unsere Sorge und unser Interesse. In ihr ist ja die Elite unseres Volkes, unsere Jugend, unsere Hoffnung.

Vom Standpunkt des Filmschaffenden aus betrachtet möchte ich sagen, ist es leichter, einen Kriegsfilm zu drehen, als einen Film über die Ausbildung des Soldaten in Friedenszeiten.

Vor mir sitzen ja Militärs, und ich glaube, sie werden mich verstehen. Es ist *eine* Sache, wenn Leuchtraketen abgeschossen werden, Granaten krepieren, Bomben fallen usw. Alles kracht, dröhnt, blitzt. Das ist sehr effektvoll, große Leidenschaften entbrennen.

Eine *andere* Sache ist es, wenn um 6 Uhr das Wecksignal ertönt. Die Soldaten steigen aus ihren Betten und es beginnt der schwierige, normale Ausbildungstag unter friedlichen Bedingungen.

Die in der Frage erwähnten Filme sind solche, die eigentlich vom Krieg handeln. Sie schildern die Leidenschaften des Kampfes. Und nun überlegen sich unsere Künstler, wie man die Armee in Friedenszeiten zeigen soll.

In der Regel ist es sehr schwierig, solche Filme zu schaffen. Aber ein Film dieser Art hat mir gefallen, ich weiß nicht, ob Sie der gleichen Meinung sind. Es ist der Film „Der Sohn des Fliegers". Er ist interessant und gut gemacht. (Läuft ab Ende Februar in den Lichtspieltheatern der DDR. „AR" informiert Sie ausführlich über diesen sehenswerten Film im Februar-Beitrag „Der Sohn des Fliegers. — Darf ein Soldat träumen?" Die Red.)

Dieser Film ist das psychologische Porträt eines jungen Soldaten, dem es schwerfällt, sich in die strenge militärische Ordnung einzufügen. Der Film erzählt von Soldatenmut und von zwei Soldatengenerationen. Ein Streifen mit viel Herz. Er bewies mir als Zuschauer, daß es trotz aller Schwierigkeiten möglich ist, Filme solcher Art zu drehen.

Noch eine Bemerkung sei mir in diesem Zusammenhang erlaubt. Ich sehe hier im Raum deutsche und sowjetische Soldaten eng beieinander. Auch diese Tatsache, glaube ich, wird uns Künstler mehr und mehr interessieren.

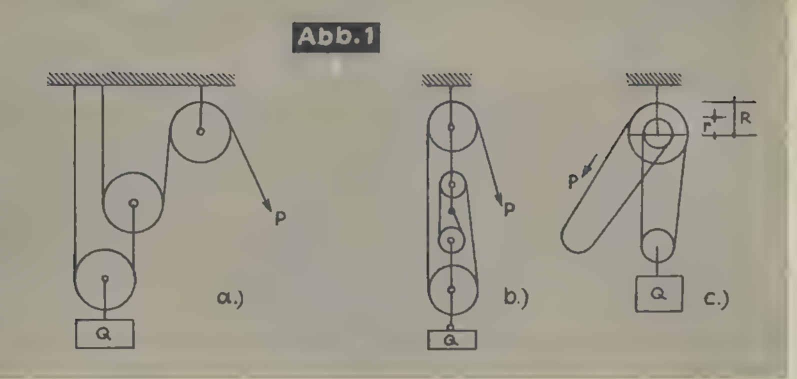
EIN OFFIZIER: *Gestatten Sie mir, verehrter Genosse Gerassimow, noch einige Worte an Sie zu richten. Gestern war es uns möglich, dank der Initiative der Genossen der Redaktion „Armee-Rundschau" die russische Fassung Ihres Filmes „Die Junge Garde" zu sehen. Dieser Film, der dem Widerstandskampf der sowjetischen Komsomolzen für immer ein Denkmal setzt, hat uns so gepackt, daß wir uns als Soldaten nicht der Tränen geschämt haben. Der Film hilft uns Soldaten der Volksarmee, den Neofaschismus in Westdeutschland zutiefst zu hassen und seine ganze Gefährlichkeit zu erkennen. Insofern ist er für die Erziehung sozialistischer Kämpfer außerordentlich bedeutsam. Nehmen Sie unseren Dank dafür entgegen und die Versicherung mit in Ihre Heimat, daß Ihre Feinde heute auch unsere Feinde sind, gegen die wir, in gemeinsamer Front stehend, den Frieden selbst unter Einsatz unseres Lebens verteidigen werden.*

PROFESSOR GERASSIMOW: Vielen Dank. Es ist angenehm für mich, das zu hören. Ich vernehme ein solches Urteil, ein solch wahres Bekennen der eigenen Geschichte das erste Mal von Deutschen, noch dazu von Soldaten. In der Filmkunst gibt es eine Theorie, die fürs erste sehr beeindruckend ist: Im Westen gibt es schlechte Menschen, im Osten gibt es schlechte Menschen. Diese Theorie, die die Klassenpositionen, die Grenze zwischen Freund und Feind verwischt und die Kompliziertheit der Probleme in der Welt verschleiert, ist äußerst gefährlich und giftig. Sie ist sogar gefährlicher als eine Atombombe.

Ich bin glücklich, in der DDR ein neues Deutschland zu sehen. Das ist vielleicht die größte Freude für einen Kommunisten und Internationalisten. Ich habe den Krieg miterlebt und Dinge gesehen, von denen ich wünsche, daß Sie sie, meine lieben jungen Soldaten, nie zu sehen bekommen. Aber es ist wichtig, die Lehren der Geschichte nicht zu vergessen, und zwar für uns alle. Deshalb bin ich sehr dankbar für die Beurteilung meines Films. Ich hätte ihn gern mit Ihnen gemeinsam gesehen und dabei sicherlich nach fünfzehn Jahren noch künstlerische Mängel gefunden. Aber eines habe ich mir für immer aufbewahrt, den leidenschaftlichen Haß gegen die Faschisten, weil sie für mich, für mein Volk und für Sie das Furchtbarste sind, gegen das wir vereint kämpfen müssen.

KALINA JEDRUSIK, junge polnische Schauspielerin mit großer Visitenkarte: Bisher größter Bühnenerfolg am „Theater der Gegenwart", Warschau, als Dolly in der Brechtschen Dreigroschenoper, 1961 Preisträgerin des Polnischen Rundfunks für die originelle Interpretation von Chansons, 1961 in einer Umfrage des Magazins „Dookola Swiata" zur besten Fernsehschauspielerin des Jahres erkoren.





G5 zieht T34?

Hand aufs Herz, ihr Kraftfahrer und auch ihr Männer am Lenkknüppel des Panzers. Ist euch nicht schon der Schweiß in Strömen von der Stirn geflossen, als euer Fahrzeug im Sand festgefahren oder im Schlamm versackt war? Gewiß. Dann habt ihr geschuftet bis zum Umfallen, nach Möglichkeiten zur Befreiung des Fahrzeuges gesucht und wer weiß was alles gemacht. Aber an die Rolle und den Flaschenzug dachtet ihr kaum. Was? Noch nichts näheres davon gehört? Dann aufgepaßt!

Schon die alten Ägypter benutzten beim Bau ihrer Pyramiden Flaschenzüge, um ... Ach ja, wir wollen nicht Geschichtsunterricht treiben, sondern gleich zum Thema kommen.

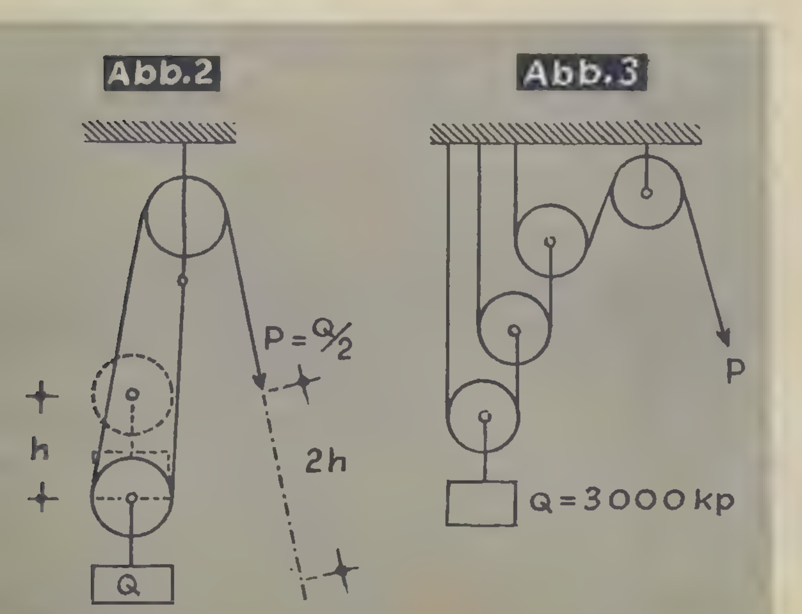
Im Militärwesen sind uns eine ganze Reihe Anwendungsmöglichkeiten der Rolle und des Flaschenzuges bekannt, die uns gerade bei der Bergung von Kfz. und Panzern interessieren. Den G 5 kennt ihr alle. So wißt ihr auch, daß er mit einer Spillvorrichtung ausgestattet ist, die es ermöglicht, den G 5 oder auch andere steckengebliebene Fahrzeuge zu befreien. Diese Spillvorrichtung hat eine maximale Zugkraft von 4000 kp. Mit einer losen Rolle können wir aber einen Widerstand von 8000 kp überwinden. Also, befestigen wir die Rolle an einem festen Gegenstand — am besten einem Baum —, das lose Ende an das Kfz., und auf geht's! Der Schlitten ist bald frei.

Wollen wir einem Genossen aus der Klemme helfen, dann befestigen wir die lose Rolle an das zu bergende Fahrzeug und das freie Ende des Seiles an den Baum. Bei der Bergung von Panzern können wir durch die Wahl der zweckmäßigsten Konstruktion eines Flaschenzuges einen sehr hohen Nutzen erzielen. Durch die Verbindung mehrerer Faktorenflaschenzüge auf der Grundlage der Potenzflaschenzüge ist es möglich, die Kraft auf das mehr als Fünfzigfache zu steigern. Ins Beispiel übertragen heißt das: Wir können mit einem LKW einen festgefahrenen Panzer (Schleppwiderstand 75—150 t) befreien.

Wir kennen den Aufbau nach drei Grundarten von Flaschenzügen: die Potenzflaschenzüge, die Faktorenflaschenzüge und die Differentialflaschenzüge (Abb. 1).

Die Wirkungsweise aller Flaschenzüge geht auf die goldene Regel der Mechanik zurück, die besagt: „Was man an Kraft spart, muß man an Weg zusetzen."

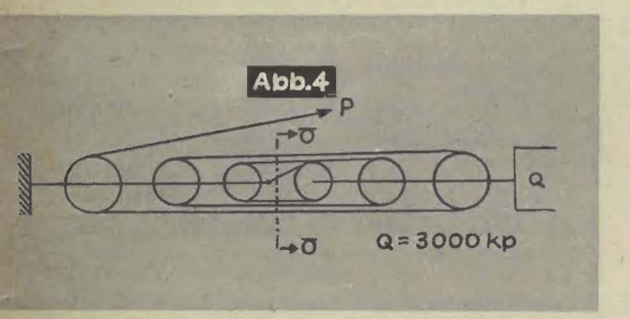
Das heißt beim Flaschenzug: Der Weg des Seiles wird immer größer, je größer die Last ist, welche von ein und derselben Kraft bewegt werden soll. Oder anders ausgedrückt: Bei der losen Rolle, der einfachsten Form eines Flaschenzuges, muß zum Heben der Last Q auf die Höhe h die Kraft P sich um zwei h bewegen. Die Kraft P beträgt $\frac{Q}{2}$ (Abb. 2).



Warum ist das so? Schauen wir uns die Abbildung 2 an, so erkennen wir (und das ergibt auch jeder praktische Versuch), daß die Hälfte der Last Q von der Befestigung aufgenommen wird und nur die andere Hälfte als Kraft P wirken muß. Da sich beide Seiten des Seiles verkürzen, ergibt sich am Kraftangriff P der doppelte Weg. Die

Formel lautet: $P = \frac{Q}{2}$.

Mit der festen Rolle spart man keine Kraft, sondern ändert nur die Richtung des Seiles, um das Heben durch das bequemere Ziehen zu ersetzen. Bei unserer Betrachtung wollen wir die entstehende Reibung außer acht lassen. Für die praktische Berechnung reicht es aus, wenn wir annehmen, daß der Wirkungsgrad η (eta) bei allen Arten von Potenz- und Faktorenflaschenzügen 0,85 beträgt.
Die lose Rolle gehört zur Gruppe der Potenzflaschenzüge und ist ihre einfachste Form. Das Prinzip dieser Flaschenzüge ist eine Aneinanderreihung von losen Rollen (Abb. 3). Der große Nachteil dieser Art ist die jeweils getrennte Verankerung jedes Seilendes. Deshalb findet der Potenzflaschenzug allgemein weniger Anwendung.
Der zweiten Gruppe, den Faktorenflaschenzügen, begegnen wir häufiger. Sie sind eine Kombination von festen und losen Rollen, über die ein Seil läuft. Die Rollen werden als Blöcke übereinander (Abb. 1b) oder nebeneinander angeordnet. Die losen bzw. festen Rollen sind dabei jeweils in einem Block vereint. Die Wirkung, die bei diesen Flaschenzügen erreicht wird, läßt sich erkennen, wenn wir auf der Lastseite durch die Seile einen Schnitt legen und die geschnittenen Seile abzählen (Abb. 4).



Die Last Q durch die Anzahl n der geschnittenen Seile geteilt, ergibt die aufzuwendende Kraft P.

Als Formel entsteht folgendes Bild: $P = \frac{Q}{n}$

Die Abbildung 4 zeigt im Schnitt a – a 6 Seilenden auf der Lastseite, d. h. $P = \frac{3000}{6} = 500$ kp.

Die Differentialflaschenzüge bestehen aus festen Rollenpaaren mit verschiedenen Durchmessern und einer losen Rolle, alles mit einem endlosen Seil umschlungen. Anstelle der Rollen können Zahnräder und anstelle des Seiles kann eine Kette verwendet werden. Diese Flaschenzüge bringen gegenüber ihrem Aufwand einen guten Nutzen (Abb. 1c).
Wenn Q mit 3000 kp, R mit 0,15 m und r mit 0,10 m angenommen werden, so ergibt sich:

$$P = \frac{R - r}{2R} \cdot Q = \frac{0{,}15 - 0{,}10}{2 \cdot 0{,}15} \cdot 3000 = \underline{\underline{510 \text{ kp.}}}$$

Bestimmt habt ihr erkannt, daß euch die Rollen und Flaschenzüge gute Helfer sein können. Übrigens, auch im Seewesen kennen wir diese Formen einfacher Maschinen als Taljen und Kloben.

Oltn. Kaiser

Höher! Schneller! Billiger! Öfter!

(Fortsetzung von Seite 6)

der Welt mit der TU 104 einen regelmäßigen Linienflugdienst. Mit dem Turbopropflugzeug TU 114, das bis zu 220 Fluggäste befördert, besitzt die AEROFLOT das größte Verkehrsflugzeug der Welt.
Im sowjetischen Siebenjahrplan 1959–1965 ist vorgesehen, die Passagierbeförderung mindestens zu versechsfachen – also über 50 Millionen Fluggäste. Für 1980 sieht die Generalperspektive 200 Millionen Fluggäste im Jahr vor. Die Flugtarife über 400 km Flugentfernung werden wesentlich unter den Eisenbahntarifen liegen.
Etwa 1965 ist damit zu rechnen, daß die Sowjetunion die ersten Überschallpassagierflugzeuge mit Mach 2 und schließlich Mach 3,5 einsetzen wird. Die Luftparade 1961 in Tuschino hat bereits gezeigt, daß entsprechende Flugzeuge in der Flugerprobung sind. Auch ist bekannt, daß atomar getriebene Flugzeuge in der Entwicklung sind. Die eigentliche kommunistische Perspektive des Luftverkehrs aber zeigt uns eine Erklärung des bekannten sowjetischen Flugzeugkonstrukteurs Prof. Iljuschin, wonach „in nicht allzuferner Zukunft Passagierraketen (also Raketenflugzeuge mit kosmischer Geschwindigkeit) Fluggäste an jeden gewünschten Punkt der Erde befördern werden".
Der sowjetische Lufttransport – bereits heute ein wichtiger Verkehrszweig beim Aufbau des Kommunismus – ist auch eine wichtige Transportreserve, wenn es gilt, eine imperialistische Aggression abzuwehren.

Ulrich Queck

Gehörige Antwort

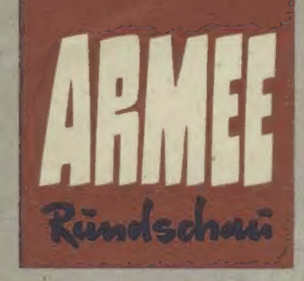
Täglich
folg' ich früh dem Arbeitsrufe,
wirk' im Werkraum an der Friedenstat.
Täglich
zielt am andern Elbeufer
auf mein hölzern Abbild ein Soldat.

Und er meint, nazistisch halt gesonnen,
daß ein Krieg sich ihm schon morgen lohnt.
Gings nach ihm,
erschösse er die Sonne
und in Ketten schlüge er den Mond.

Schrecklich ist er bloß im Scheibenschießen;
fände er zum Krieg den trüben Mut,
hätte er's im Kampfe schwer zu büßen:
Bin nicht hölzern,
bin aus Fleisch und Blut!

N. Rybalko

Aus dem Russischen von F. Leschnitzer.



HEFT 1
JANUAR 1962
PREIS DM 1,-

Das Redaktionskollegium · Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postschließfach 7986, Telefon: 63 09 18 · „Armee-Rundschau" – Magazin des Soldaten · Herausgegeben im Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postfach 6943, Liz.-Nr. 5 des Ministeriums für Kultur der Deutschen Demokratischen Republik · Erscheint monatlich, Vierteljahresabonnement 3,– DM · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für nichtangeforderte Manuskripte und Bilder übernimmt die Redaktion keine Haftung · Gesamtherstellung: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler

Redaktionsschluß dieses Heftes 8. Dezember 1961

Fotos: Spisla (4) S. 9, 10, 11; Horst E. Schulze (1) S. 12; Pisarezyk (1) S. 15; Gebauer (22) Titel und Rücktitel, S. 19, 20, 21, 24, 40, 41, 42, 60, 61, 74, 75; Zentralbild (8) S. 22, 23, 30, 31, 58; John (1) S. 55; Nasierowska (1) S. 77; Kommando des Luftschutzes (6) S. 36, 37.

TITELBILD: Ein Panzer vom Typ T 54 beim Nachtschießen. Für Bruchteile von Sekunden nur tritt er im Mündungsfeuer aus der Dunkelheit hervor.



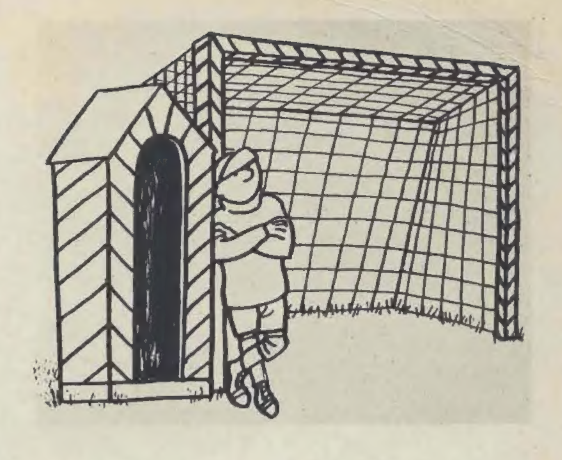
Erika Radtke

STAR-Palette

Liebe Genossen! Eigentlich kennen wir uns schon lange, an so manchem Abend haben wir uns zu bestimmter Stunde getroffen. Im Vertrauen gesagt, ich finde meinen Beruf nach vier Jahren noch genau so interessant wie am Anfang. Nun, wie begann es! Da war einmal eine Funk- und Fernsehausstellung in Berlin. Der Fernsehfunk suchte Talente. Nach langem Zögern und auf den Rat meiner Freunde ging ich hin. Ich war unsicher, denn schließlich war ich zu dieser Zeit wohlbestallte Sekretärin im Außenministerium. Von 680 Bewerberinnen wurden 10 ausgewählt, daß ich dabei war kommt mir heute noch als großes Glück vor. Aber jetzt kam erst die Bewährung. Ich blieb im Engagement des Außenministeriums, ging aber ein Jahr lang jeden zweiten Abend in der Woche zur Ausbildung. Sprecherziehung nannte man die Stunden, in denen wir uns in Englisch, Französisch und in den slawischen Sprachen übten. Und dann kam der große Tag. Nach einer Prüfung wurde ich als Ansagerin der Jugendredaktion des Deutschen Fernsehfunks eingestellt. Wie es weiterging? Nun, ich glaube, das wissen auch Sie. Denn die vielen Briefe von Ihren Genossen beweisen mir, daß Sie alle mit zu unseren treuesten Zuschauern zählen. Ach so, mein schönstes Erlebnis möchten Sie wissen. Das war mit Major Titow. Ich hatte von meiner Redaktion den Auftrag, für unsere Zuschauer Autogramme von ihm zu erbitten. Als er merkte, daß ich keine behalten konnte, gab er mir persönlich ein Foto mit seiner Unterschrift. Das war so herzlich von ihm gegeben, daß ich beinah die ganze weitere Sendung vor Freude durcheinandergebracht hätte. Was ich mir wünsche? Auf jeden Fall will ich eine gute Sprecherin werden, die in der Ansage und auch in der Reportage ihren „Mann" steht. Und noch einen Wunsch, der, glaube ich, ist heute nicht mehr abwegig. Ich möchte die erste Reporterin des Deutschen Fernsehfunks auf dem Mond sein, und einen Wunsch für Sie, daß dann einer unserer Flieger zu den Kosmonauten gehört, die ich zu interviewen hätte. Bis dahin verbleibe ich

Ihre Erika Radtke





Spiel mit Sport

ZEICHNUNGEN: PAUL KLIMPKE





